

Inhalt

Die Radikalisierung der NS-Judenpolitik 1938 *Österreich, das »Altreich« und das Sudetenland*

- 4 Einführung
 - 6 Antijüdische Gewalt nach dem »Anschluss«. Der März 1938 und seine Folgen für die jüdische Bevölkerung in Österreich
Regina Fritz und Katrin Hammerstein
 - 16 Radikalisierung durch Expansion. Die Judenverfolgung in Deutschland zwischen »Anschluss« und Pogromnacht
Markus Roth
 - 24 »... die Judenfrage etwas radikaler durch das Jahr 1938 gelöst«. Das Schicksal der Juden im Sudetenland
Jörg Osterloh
-

Der Holocaust in europäischen Geschichtsmuseen *Polen, Kroatien, Tschechien*

- 34 Einführung
 - 36 Der Holocaust im nationalen Geschichtsbild Polens. Die Dauerausstellung im Danziger Museum des Zweiten Weltkriegs und ihre Revisionen
Paweł Machcewicz
 - 46 Nationales Schandmal und »Zugpferd nach Europa«. Das kroatische Gedenkmuseum Jasenovac
Ljiljana Radonić
 - 56 Die »Arisierung« der toten Juden«. Zum Umgang mit dem Holocaust in der tschechischen Erinnerungskultur seit 1945
Peter Hallama
-

Aufsätze

- 66 »In ganz Europa wird die Judenfrage Schritt für Schritt, aber beharrlich geregelt. In Griechenland ist diesbezüglich noch nichts Entscheidendes geschehen.« Zur Dimension des Massenmords an den europäischen Juden im Zweiten Weltkrieg
Sybillie Steinbacher
- 78 Mit gemischten Gefühlen. Besuche von Holocaust-Überlebenden in ihren ehemaligen Heimatgemeinden
Stefanie Fischer

Rezensionen

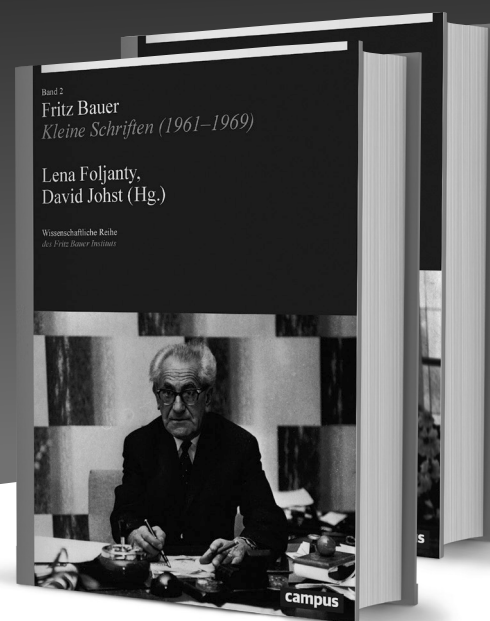
- 86 **Jochen Thies:** Evian 1938. Als die Welt die Juden verriet
Susanne Heim
- 87 **Moritz von Bredow (Hrsg.):** Woher der Wind wehte. Familienchronik und Exiltagebücher der Charlotte Baerwald, geb. Lewino
Sabine Fröhlich
- 88 **Ina Lorenz, Jörg Berkemann:** Die Hamburger Juden im NS-Staat 1933 bis 1938/39
Jörg Osterloh
- 90 **Janosch Steuwer:** »Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«. Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939
Markus Roth
- 91 **KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hrsg.):** »Euthanasie«-Verbrechen. Forschungen zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik
Dietmar Schulze
- 92 **Johannes Schwartz:** »Weibliche Angelegenheiten«. Handlungsräume von KZ-Aufseherinnen in Ravensbrück und Neu-Brandenburg
Andrea Rudorff
- 93 **Oliver von Wrochem (Hrsg.):** Repressalien und Terror. »Vergeltungsaktionen« im deutsch besetzten Europa 1939–1945
Ingolf Seidel
- 94 **Jörn Wendland:** Das Lager von Bild zu Bild. Narrative Bildserien von Häftlingen aus NS-Zwangslagern
Ole Frahm
- 95 **Hans-Christian Jasch, Christoph Kreutzmüller (Hrsg.):** Die Teilnehmer: Die Männer der Wannsee-Konferenz
Peter Klein: Die »Wannsee-Konferenz« am 20. Januar 1942. Eine Einführung
Kurt Pätzold: Die Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942. Geschichte und Geschichtsschreibung
Alexander Korb
- 98 **Kim Christian Priemel:** The Betrayal. The Nuremberg Trials and German Divergence
Jürgen Matthäus
- 99 **Helmut König:** Elemente des Antisemitismus. Kommentare und Interpretationen zu einem Kapitel der Dialektik der Aufklärung von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno
Laura Soréna Tittel
- 100 **Regina Fritz, Éva Kovács, Béla Rásky (Hrsg.):** Als der Holocaust noch keinen Namen hatte. Zur frühen Aufarbeitung des NS-Massenmordes an den Juden
Christoph Dieckmann
- 101 **Tom Segev:** David Ben-Gurion. Ein Staat um jeden Preis
Stefan Vogt

- 102 **Susanne Hantke:** Schreiben und Tilgen. Bruno Apitz und die Entstehung des Buchenwald-Romans »Nackt unter Wölfen«
Sascha Feuchert
- 103 **Dirk van Laak, Dirk Rose (Hrsg.):** Schreibtischtäter. Begriff – Geschichte – Typologie
Jörg Ganzenmüller
- 104 **Katrin Hammerstein:** Gemeinsame Vergangenheit – getrennte Erinnerung? Der Nationalsozialismus in Gedächtnisdiskursen und Identitätskonstruktionen von Bundesrepublik Deutschland, DDR und Österreich
Maximilian Graf
- 105 **Ekaterina Makhotina:** Erinnerungen an den Krieg – Krieg der Erinnerungen. Litauen und der Zweite Weltkrieg
Christoph Dieckmann
- 106 **Georg D. Falk:** Entnazifizierung und Kontinuität. Der Wiederaufbau der hessischen Justiz am Beispiel des Oberlandesgerichts Frankfurt am Main
Katharina Rauschenberger
- 107 **Hans-Christian Jasch, Wolf Kaiser:** Der Holocaust vor deutschen Gerichten. Amnestieren – Verdrängen – Bestrafen
Kirsten Goetze
- 108 **Neal Adams, Rafael Medoff, Craig Yoe (Hrsg.):** We Spoke Out. Comic Books and the Holocaust
Markus Streb
- 109 **Raphael Rauch:** »Visuelle Integration«? Juden in westdeutschen Fernsehserien nach »Holocaust«
Tobias Freimüller
- 110 **Lea Wohl von Haselberg:** Und nach dem Holocaust? Jüdische Spielfilmfiguren im (west-)deutschen Film und Fernsehen nach 1945
Johannes Rhein
- 111 **Monika Heinemann:** Krieg und Kriegserinnerung im Museum. Der Zweite Weltkrieg in polnischen historischen Ausstellungen seit den 1980er-Jahren
Daniel Logemann
- 112 **Philipp Mittnik:** Holocaust-Darstellung in Schulbüchern. Deutsche, österreichische und englische Schulbücher im Vergleich
Martin Liepach
- 113 **Andreas Nachama, Uwe Neumärker (Hrsg.):** Gedenken und Datenschutz. Die öffentliche Nennung der Namen von NS-Opfern in Ausstellungen, Gedenkbüchern und Datenbanken
Johannes Klaas Beermann

Fritz Bauer Institut im Überblick

- 114 Das Institut / Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter / Gremien
116 Impressum

»Ein Humanist und Demokrat ... ein Visionär des Rechtsstaats« *Heribert Prantl, SZ*



Fritz Bauer ist als der Staatsanwalt in die Geschichte der Bundesrepublik eingegangen, der den Auschwitz-Prozess initiiert und in einer Vielzahl weiterer Fälle die Verfolgung von NS-Verbrechen in die Wege geleitet hat. In Büchern, Aufsätzen, Zeitungsartikeln, Interviews und Reden in Hörfunk und Fernsehen reflektierte er die gesellschaftliche und politische Lage der Bundesrepublik in der Nachkriegszeit. Bauer hat in seinen »Kleinen Schriften« oft Positionen bezogen, die für seine Zeit ungewöhnlich waren; zugleich zeigen sie, wie eng er dem Denken seiner Zeit verbunden war. Sie führen eindrucksvoll vor Augen, wie sich Bauer als Jurist, Remigrant, jüdischer Intellektueller und Sozialdemokrat einmischte und Gehör verschaffte.

Dez. 2018. Ca. 1800 Seiten in zwei Teilbänden
Gebunden. € 78. Auch als E-Book erhältlich
www.campus.de



campus
Frankfurt. New York

Die Konferenz von Evian



Jochen Thies

Evian 1938.

Als die Welt die Juden verriet

Essen: Klartext, 2017, 200 S., € 18,95

Seit nunmehr schon drei Jahren berichten die Medien in dichter Folge über Menschen, die nach Europa fliehen, ebenso wie über das zwischenstaatliche Ringen, welches Land wie viele von ihnen aufnimmt. Die Parallelen zur internationalen Konferenz, die vor 80 Jahren in Evian am Genfer See über die aus Deutschland fliehenden Juden beriet, sind offenkundig, nur dass sich die Rolle Deutschlands vom Vertreibungs- zum Zufluchtsland gewandelt hat. Jochen Thies referiert in seinem Buch die zehntägigen Verhandlungen detailliert Tag für Tag und Redner für Redner. Die Delegierten der 32 Teilnehmerstaaten legten wortreich die Lage im eigenen Land dar: Arbeitslosenzahlen, soziale Probleme, Besonderheiten der Demographie und des Arbeitsmarkts, und die großzügige Aufnahme von Immigranten in der Vergangenheit. Implizit oder explizit präsentierten sie damit lauter Gründe, weswegen für die Flüchtlinge aus Deutschland kein Platz mehr sei.

Über Biographien und Argumentationslinien der Delegierten erfährt man so manches interessante Detail, doch oft wäre eine synthetisierende Darstellung, die auch Informationen über die Flüchtlingspolitik des jeweiligen Landes vermittelt, sinnvoll gewesen. Zudem begrenzt Thies die Problematik der Flüchtlingspolitik lediglich auf die aus Deutschland und Österreich geflohenen Juden, die in Evian offiziell Konferenzthema waren. Im Hintergrund jedoch stand die Existenz der jüdischen Minderheit in vielen europäischen Staaten zur Disposition, in denen nach deutschem Vorbild antisemitische Maßnahmen eingeführt wurden.

Die sich stark ähnelnden Statements ergänzen das bekannte Bild von der ergebnislos verlaufenen Konferenz zwar in Details, ohne es jedoch grundlegend zu revidieren. Daher zieht Thies in seine Darstellung zusätzliche Handlungsstränge ein. So ist übergenau zu erfahren, was Hitler alles in diesen Tagen gemacht hat, welches Museum er eingeweiht, welchen Film er gesehen und vor allem, dass er immer wieder in der Osteria Bavaria gegessen hat. Kriegsplanungen und strategische Überlegungen flieht Thies durch Rückblenden ein und oft auch durch Vorgriffe auf das, was Hitler »bald darauf« sagen wird.

Daneben stellt der Autor eine Reihe von Zeitzeugen vor, darunter persönliche Freunde wie den Journalisten Robert Goldmann sowie Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, wie Fritz Stern,

Walter Benjamin, Marcel Reich-Ranicki und die Comedian Harmonists; oder Hans Habe und Golda Meir, die die Konferenz in Evian selbst miterlebt hatten. Nicht immer allerdings erschließt sich die Funktion dieser Einschübe für das Thema des Buchs. Insbesondere die Schilderungen gemeinsamer Restaurantbesuche der Ehepaare Goldmann und Thies wirken in ihrem rührseligen Tonfall deplaziert.

Verglichen mit der detaillierten Schilderung der Delegiertenauftritte bleibt die Darstellung der in Evian vertretenen jüdischen Vereinigungen eher blass und zudem fehlerhaft. So wird aus dem Soziologen Paul Eppstein, einem der führenden Repräsentanten des deutschen Judentums, der 1944 in Theresienstadt ermordet wurde, ein Mathematiker namens Epstein, der sich im Jahr 1939 das Leben nahm (S. 64). Eppstein war auch nicht für die Reichsversammlung (S. 21) oder den Reichsverband (S. 63), sondern für die Reichsvertretung der Juden nach Evian entsandt worden.

Thies bezeichnet seine Schilderung der Ereignisse als »authentisch, sie greift ausnahmslos auf zeitgenössische Quellen zurück« (S. 166 f.). Leider gibt es jedoch keinen Anmerkungsapparat, und in der Kurzbibliographie sind nur wenige Titel der Sekundärliteratur aufgelistet, wobei thematisch einschlägige Werke fehlen, einige lesenswerte jüngere Publikationen möglicherweise nicht mehr berücksichtigt werden konnten.¹

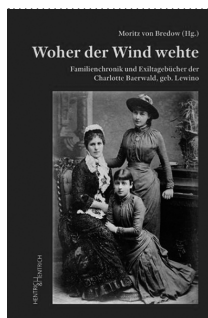
Im Epilog des Buchs versucht der Autor noch einmal forciert, Parallelen zwischen der heutigen Situation und derjenigen des Jahres 1938 zu ziehen. Dabei stilisiert er ebenso großspurige wie vage Drohungen nationalsozialistischer Politiker gegen die USA aus dem Jahr 1938 zu einem von der NS-Führung geplanten »Terrorangriff auf New York«, um darin ein drohendes Vorzeichen des 11. Septembers auszumachen. (S. 167) Auch in der Tatsache, dass Anfang September 2015, am Beginn der jüngsten Massenflucht nach Deutschland, der seinerzeitige Kanzleramtsminister Peter Altmaier im Hotel Royal in Evian wohnte, sieht Thies den Ausdruck einer geheimnisvollen Langzeitwirkung und orakelt: »Evian wird noch lange, vielleicht für immer die deutsche Politik beeinflussen.« (S. 179) Unter dem Strich bleibt: An Sachinformationen bietet Thies neben einigen interessanten Details zu viel Belangloses, auf dem Gebiet der Analyse zu viel Spekulation.

Susanne Heim

Berlin

1 Ralph Weingarten, *Die Hilfeleistung der westlichen Welt bei der Endlösung der deutschen Judenfrage. Das Intergouvernemental Committee on Political Refugees (IGC) 1938–1939*, Bern 1981; Fritz Kieffer, *Judenverfolgung in Deutschland – eine innere Angelegenheit? Internationale Reaktionen auf die Flüchtlingsproblematik 1933–1939*, Stuttgart 2002; Diane Afoumado, *Indésirables. 1938: la Conférence d'Évian et les réfugiés juifs*, Paris 2018; Frédéric Bonnesœur u.a. (Hrsg.), *Geschlossene Grenzen. Die internationale Flüchtlingskonferenz von Évian 1938*, Berlin 2018.

Vertreibung einer Familie



Moritz von Bredow (Hrsg.)

Woher der Wind wehte.

Familienchronik und Exiltagebücher der Charlotte Baerwald, geb. Lewino

Berlin: Hentrich & Hentrich, 2017, 592 S., € 39,-

Während der Arbeit an seiner Biographie über die jüdische Pianistin Grete Sultan¹ stieß der Kinderarzt Moritz von Bredow auf eine Familienchronik, die Sultans Tante Charlotte Baerwald (1870–1966) zwischen 1933 und 1938 geschrieben hatte. Das Originalmanuskript mit vielen Abbildungen fand sich, zusammen mit den Exiltagebüchern der Verfasserin, im Frankfurter Jüdischen Museum. Die sorgsame Herausgabe dieses Funds erschließt nun detaillierte Einblicke in die inneren und äußeren Brüche, die mit der Vertreibung einer jüdischen Familie aus Deutschland verbunden waren.

Charlotte Baerwald war 63 Jahre alt, als sie sich 1933 entschloss, die Familiengeschichte niederzuschreiben, damit ihren beiden Kindern »nicht alle Tradition verlorengehe«. Eine Geschichte ihrer Eltern und Großeltern hatte sie bereits in den 1920er Jahren verfasst, ohne noch daran zu denken, auch ihr eigenes Leben zu dokumentieren. Aufgewachsen war sie in Mainz, zusammen mit ihrer jüngeren Schwester und einer früh verwitweten Mutter, die keine Mühen scheute, ihrer talentierten Tochter eine Ausbildung zur Pianistin zu ermöglichen. Aber trotz erfolgreichen Studiums bei Clara Schumann in Frankfurt und Theodor Leschetizky in Wien kam eine pianistische Laufbahn für das sensible, von nervösen Beschwerden geplagte Mädchen nicht in Frage. Sie unterrichtete einige Jahre in Berlin, heiratete den Frankfurter Gynäkologen Arnold Baerwald (1866–1920) und führte als Arztgattin und Mutter das in Bürgerkreisen übliche Frauenleben, dabei stets bemüht, die Musik nicht zu vernachlässigen.

Hinweise auf eine Zugehörigkeit zum Judentum, das in ihrer Herkunftsfamilie Lewino keine nennenswerte Rolle spielte, finden sich erst mit dem Eintritt in die weitverzweigte Großfamilie um den Schwiegervater Hermann Baerwald, von 1868–1899 Direktor des Philantropin, der Schule der jüdischen Reformgemeinde in Frankfurt am Main. Die Baerwalds zählten sich zum aufgeklärten, akkulturierten Judentum, aber für eine säkular und liberal orientierte Frau, die auf ihre Eigenständigkeit Wert legte, bildeten sie dennoch eine

fremde Welt. Ein Abschnitt der Erinnerungen mit dem Titel »Kontraste« gibt dazu aufschlussreiche Hinweise. Mit feiner Feder und leisem Humor schildert Charlotte Baerwald ihre Erfahrungen mit jüdischen Traditionen, den Ansprüchen bürgerlicher Großfamilien und den patriarchalen Strukturen durchaus moderner Zeitgenossen. Ihr Mann habe sich bemüht, so schreibt sie, ihre Wünsche – zum Beispiel täglich zu üben – zu unterstützen, ja, er wäre stolz gewesen, wenn seine Frau »außer einer tadellosen Hausfrau, Mutter, Arztfrau, Familientante und Gesellschaftsdame auch noch eine große Künstlerin gewesen wäre«. Im Gegenzug für sein Verständnis habe er nur verlangt, dass sie »nicht zu viel selbständig denke und Kritik übe«, aber das, so stellt sie fast erleichtert fest, hätte sie nicht gekonnt, selbst wenn sie es gewollt hätte.

In den Aufzeichnungen überschneiden sich Erinnerungen, Familiengeschichten und Porträts von Zeitgenossen, bis die politischen Umwälzungen nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten den Blick auf die erschütterte eigene Existenz lenken. Charlotte Baerwalds Sohn Friedrich wurde als Beamter des Arbeitsministeriums entlassen und reiste mit der Hilfe seines Onkels Paul Baerwald, Vorstand im American Jewish Joint Distribution Committee, in die USA aus. Seine Schwester Therese, am Anfang einer Karriere als Schauspielerin stehend, versuchte sich zuerst in Paris, später in London über Wasser zu halten. Für die finanziell vom New Yorker Schwager unterstützte Verfasserin entstand zwar noch keine unmittelbar materielle Notlage. Über die akute Gefahr hegte sie allerdings keine Illusionen. Anders als viele deutsche Juden wollte sie »dem Gespenst ins Auge sehen« und hatte schon 1932 Hitlers *Mein Kampf* ebenso gelesen wie Lion Feuchtwangers Zeitroman *Erfolg*. Mit nüchternem Blick notierte sie die wachsende antisemitische Stimmung und hielt Alltagsszenen und Momentaufnahmen fest. Die Verfasserin emigrierte 1937 nach Florenz, musste das Land aber nach dem Dekret zur Ausweisung der ausländischen Juden wieder verlassen und landete nach einem Aufenthalt in der Schweiz im April 1941 in Brooklyn, wo sie – inzwischen 71-jährig – ihrem Sohn den Haushalt führte.

Der Zerfall der Familie, das Exil, der Verlust des Bodens unter den Füßen bilden sich in den Aufzeichnungen mit Lücken, Zeitsprüngen und dem lakonischen Telegrammstil der Tagebücher ab, die im März 1945 abbrechen. Charlotte Baerwald, die es gewohnt war, die eigene Person zurückzustellen, war eine disziplinierte Schreiberin, der stets bewusst blieb, welches Ziel sie verfolgte: die »Revolutionierung der Welt, die so tief in jedes einzelne Menschenschicksal eingreift und jeden Individualismus zerstört«, am Beispiel ihrer eigenen Geschichte zu verdeutlichen.

Sabine Fröhlich
Frankfurt am Main

¹ Moritz von Bredow, *Rebellische Pianistin. Das Leben der Grete Sultan zwischen Berlin und New York*, Mainz 2012.

Denkmal für die Hamburger Juden



Ina Lorenz, Jörg Berkemann

*Die Hamburger Juden im NS-Staat
1933 bis 1938/39*

Göttingen: Wallstein, 2016, 7 Bde.,
4.772 S., € 169,90

In Hamburg bestand zu Beginn des »Dritten Reiches« eine der jüdischen Großgemeinden mit mehr als 10.000 Mitgliedern abseits der Reichshauptstadt Berlin, wo allein mehr als 140.000 der über 500.000 Juden in Deutschland lebten. Die Beamten des Statistischen Reichsamtes erfassten bei der Volkszählung des Deutschen Reiches am 16. Juni 1933 in Hamburg 16.973 und im benachbarten Altona 2.006 »Glaubensjuden«. Die Zahl der von den Nationalsozialisten als »Rassejuden«, jüdische »Mischlinge« oder wegen einer jüdischen »Versippung« verfolgten Menschen war freilich beträchtlich größer. Am 30. April 1945, drei Tage vor der Kapitulation der Hansestadt, konnten dort nach zwölf Jahren nationalsozialistischem Terrorregime, welches auch für die Hamburger Juden Flucht, (erzwungene) Emigration und Massendeportationen Tausender in die Vernichtung bedeutete, nur noch 647 Juden verzeichnet werden (S. 95, 97).

Die Historikerin Ina Lorenz, ehemalige stellvertretende Direktorin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden und Honorarprofessorin am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg, und der Jurist Jörg Berkemann, bis zu seiner Pensionierung Richter am Bundesverwaltungsgericht und Honorarprofessor für öffentliches Recht an der Universität Hamburg, haben in rund 20 Jahren ein 4.772-seitiges Werk, bestehend aus einer zweibändigen Monographie, vier Dokumentenbänden und einem Registerband, erarbeitet, in dem sie umfassend das Leben der Hamburger Juden von 1933 bis 1938/39 und damit von der Zeit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler bis zum Novemberpogrom und seinen unmittelbaren Folgen beleuchten. Das Mammutwerk, welches hier lediglich hinsichtlich seiner zentralen Fragestellungen und Blickachsen beschrieben werden kann, knüpft an eine zweibändige Dokumentation zur Geschichte der Hamburger Juden in der Weimarer Republik an, die Ina Lorenz bereits 1987 vorgelegt hat.¹ Die Quellenedition geht auf die Initiative des israelischen Historikers Baruch Zwi Ophir zurück,

der 1910 in Hamburg als Benno Offenburg geboren worden war.

Bereits die Monographie, die mit ihrer historischen Rekonstruktion auch die Lücken in der Quellenüberlieferung überbrücken soll (S. 29), setzt den Hamburger Juden ein Denkmal. Im ersten Kapitel skizzieren die beiden Autoren zunächst die Gründung der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg 1812, die Entwicklung in der Weimarer Republik und schließlich deren Schicksal im NS-Staat über die Gründung der neuen Gesamtgemeinde in Groß-Hamburg 1937 bis hin zum »privatrechtlichen« jüdischen Religionsverband Hamburg e. V. 1938. Das folgende Kapitel befasst sich mit den sozio-demografischen Entwicklungen der Hamburger Juden und beschreibt unter anderem die jüdische Bevölkerung in Hamburg und Altona hinsichtlich ihrer Gemeindezugehörigkeit, der Zahl der von den Nationalsozialisten erfassten »Rassejuden« wie auch der »Mischlinge« und »Mischehen«. Weiter gilt der Blick der Alters-, Erwerbs- und Siedlungsstruktur in der Stadt wie auch der politischen Orientierung der jüdischen Bevölkerung. Kapitel 3 befasst sich mit der inneren Organisationsstruktur der jüdischen Gemeinde und untersucht deren Finanzhaushalt. Das darauffolgende Kapitel thematisiert zum einen die drei »klassischen« Aufgabengebiete der Gemeinde: das Schulwesen, die Wohlfahrt und das Begräbniswesen, zum anderen die für die Gemeinde ebenso wichtige Jugendarbeit. Das fünfte Kapitel beschreibt das religiöse Leben der Hamburger Juden. Im folgenden Kapitel nehmen die Autoren die Nachbargemeinden in den Fokus: die Hochdeutsche Israeliten-Gemeinde Altona, die Jüdische Gemeinde Wandsbek, die Synagogengemeinde Hamburg-Wilhelmsburg, die Portugiesisch-Jüdische Gemeinde zu Hamburg wie auch den Verband der jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins und der Hansestädte. Die Kapitel 7 und 8 befassen sich ausführlich mit der Rassenpolitik des NS-Staates und deren Umsetzung, die zur Ausgrenzung und Stigmatisierung der jüdischen Bevölkerung führte. So werden beispielsweise die Rolle der Hamburger Justiz bei der Verfolgung der Hamburger Juden, die Vertreibung der Juden aus den staatlichen Bildungseinrichtungen, die soziale Ghettoisierung, aber auch das Verhalten der Kirchen gegenüber den Juden thematisiert. Im anschließenden Kapitel untersuchen Lorenz und Berkemann die »Felder jüdischer Selbstbehauptung« – das innerjüdische kulturelle Leben, die Situation der Jüdinnen, die jüdische Jugend, den jüdischen Sport und das jüdische Vereinsleben – in der neuen Diaspora. Das zehnte Kapitel widmet sich dem Arbeitsleben, der Wirtschaft und dem Vermögen. Ausführlich behandelt werden der Aprilboykott 1933, die Berufsbeschränkungen für Juden, die »Entjudung« des kulturellen Lebens sowie die wirtschaftliche Existenzvernichtung. Kapitel 11 analysiert die Auswanderung Hamburger Juden aus Deutschland. Der Blick gilt den unterschiedlichen Einstellungen zur Emigration, der Zahl der Auswanderer, den institutionellen Handlungsträgern, den staatlichen Regularien, der mit der Auswanderung verbundenen zunehmend umfassenden Ausplünderung der Auswanderer und schließlich der Bedeutung einer Auswanderung

¹ Ina Lorenz, *Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik. Eine Dokumentation*, 2 Bde., Hamburg 1987.

nach Palästina für die Hamburger Juden. Das zwölfte Kapitel befasst sich mit der Entrechtung und der Deklassierung der Juden, deren konzentrierter Abschiebung und Verfolgung, dem Novemberpogrom und den Kindertransporten aus Deutschland im »Schicksalsjahr« 1938. Das abschließende Kapitel fragt nach den Identitäten der Hamburger Juden und deren erlebtem und zu bewahrendem Deutschtum und diskutiert einen »jüdischen« Widerstand. Kurzum, die monographische Darstellung der Geschichte der Hamburger Juden in den ersten sechs Jahren des NS-Staates umfasst alle Lebensbereiche und lässt keine wesentliche Frage unberücksichtigt.

In die folgenden vier Quellenbände wurden mit wenigen Ausnahmen nur Dokumente aufgenommen, die in den Jahren 1933 bis etwa Anfang 1939 entstanden sind und von Juden verfasst wurden oder sich an Juden richteten. Die grundlegende Aktenüberlieferung der Hamburger Gemeinde ist hierfür außerordentlich günstig, da sie weitgehend vor der Vernichtung bewahrt werden konnte. Originale und Abschriften der Dokumente liegen aufgrund eines 1959 geschlossenen Vergleichs jeweils etwa zur Hälfte im Staatsarchiv Hamburg und in den Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem. Darüber hinaus haben Lorenz und Berkemann unter anderem auch die lokale jüdische Presse und in nichtjüdischen Quellen die staatlichen Sach- und Personalakten sowie die wichtigen nichtjüdischen Periodika ausgewertet. Deutlich weisen die Herausgeber darauf hin, dass die Auswahl der Dokumente durch das Wissen über die sich ab 1939 immer weiter radikalisierte Verfolgung und den Holocaust geprägt ist (S. 47).

Die Edition gliedert sich in 58 Themenbereiche, zu denen Lorenz und Berkemann mehr als 1.700 Quellen versammelt haben. Diese dokumentieren das Schicksal der Hamburger Juden in sozialer, politischer, institutioneller, wirtschaftlicher, religiöser und kultureller Hinsicht. Der erste Abschnitt (»Zeitgenössische Reflexionen zur Situation der Hamburger Juden«) beispielsweise umfasst 18 Dokumente, die von einem vom Hamburger Privatbankier Max M. Warburg verfassten Artikel über die Gefahren, die vom politischen Antisemitismus ausgehen, in der *Central-Verein-Zeitung* vom 26. Januar 1933 bis hin zu einem Bericht des britischen Generalkonsuls vom 22. November 1938 über den Novemberpogrom in der Hansestadt reichen. Der abschließende Registerband umfasst neben einem ausführlichen Verzeichnis aller Dokumente und einem detaillierten Schlagwortverzeichnis auch ein Glossar hebräischer Namen, Begriffe und Wörter.

Lorenz und Berkemann haben – das lässt sich schon jetzt sagen – nicht weniger als das Standardwerk zur Geschichte der Hamburger Juden im Untersuchungszeitraum vorgelegt und damit zugleich einen neuen Maßstab für die Erforschung einer jüdischen Großgemeinde im »Dritten Reich« gesetzt.

Jörg Osterloh
Fritz Bauer Institut

Tobias Winter

Die deutsche Archivwissenschaft und das »Dritte Reich«

Disziplingeschichtliche Betrachtungen von den 1920ern bis in die 1950er Jahre

Veröffentlichungen aus den Archiven
Preußischer Kulturbesitz. Forschungen, Band 17



606 Seiten, 2018
ISBN 978-3-428-15484-5, geb., € 99,90

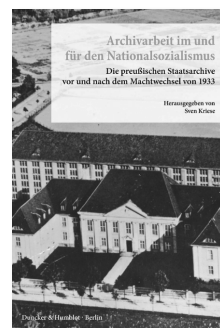
Es ist inzwischen bekannt, dass Untersuchungen von »NS-Vergangenheiten« sich nicht auf die Jahre 1933 bis 1945 beschränken dürfen, sondern durch die Berücksichtigung der jeweiligen Vor- und Nachgeschichte auch potentiellen Pfadabhängigkeiten, Kontinuitäten wie auch Brüchen nachspüren sollten. Die vorliegende Studie nimmt deshalb die Disziplin der Archivwissenschaft vom Ende des Ersten Weltkriegs bis in die frühen Jahre von Bundesrepublik und DDR in den Blick. Dabei werden nicht ausschließlich disziplininterne Konstellationen und Diskussionen, Institutionen und Personen berücksichtigt, sondern diese in einem breiten wissenschaftspolitischen wie auch gesellschaftlichen Kontext betrachtet. Im so entstandenen Narrativ einer deutschen Archivgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts werden erstaunliche Kontinuitäten sowohl personeller wie auch institutioneller Art deutlich.

Sven Kriese (Hrsg.)

Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus

Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933

Veröffentlichungen aus den Archiven
Preußischer Kulturbesitz. Forschungen, Band 12



Tab., Abb., 1 farbige Karte
(als lose Beilage), 623 Seiten, 2015
ISBN 978-3-428-14746-5, geb., € 99,90

Ab 1933 änderte sich das preußische Archivwesen besonders dynamisch. Benutzungszahlen und Zugangsumfänge von Archivgut stiegen, Arbeitsbereiche wie die »Ostforschung« wurden intensiviert, bevor im Krieg neue Prioritäten folgten (z. B. Auslagerung von Archivalien). In 15 Beiträgen, die auf den Vorträgen einer Tagung im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz basieren, wird die archivische Facharbeit im Nationalsozialismus untersucht. Wie wurde sie von Politik und Ideologie beeinflusst? Und welche Konsequenzen folgten daraus für das preußische Archivwesen?

Aneignungen des Nationalsozialismus



Janosch Steuwer

*»Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«.
Politik, Gesellschaft und privates Leben
in Tagebüchern 1933–1939*

Göttingen: Wallstein, 2017, 611 S.,
€ 49,90

Tagebücher haben Konjunktur in der Zeitgeschichtsschreibung, insbesondere in der NS-Forschung. Das ist kein neuer Trend. Wurden früher fast ausschließlich die Tagebücher historisch bedeutender Führungskräfte berücksichtigt, man denke nur an die Tagebücher von Joseph Goebbels oder Alfred Rosenberg, so finden seit den 1980er Jahren mehr und mehr auch Tagebücher der sprichwörtlichen »einfachen Leute« Eingang in die geschichtswissenschaftlichen Erzählungen. Heute sind sie nicht mehr wegzudenken, kaum eine Darstellung, die sich an ein breiteres Publikum richtet, greift nicht darauf zurück, kaum ein Verlag wirbt nicht damit. Bei aller Begeisterung für einen vermeintlich »ungefilterten« Blick in die Köpfe der Menschen ihrer Zeit blieben ein Bewusstsein für die besondere Verfasstheit dieser Quelle und Quellenkritik oft auf der Strecke. Hier setzt Janosch Steuwer auf der Grundlage von 140 weitgehend unveröffentlichten Tagebüchern aus den Jahren 1933 bis 1939 mit seiner Dissertation an.

Einleitend umreißt Steuwer instruktiv die Beschaffenheit des Tagebuchs als Quelle, die es immer als Ganzes mit ihren jeweiligen Inhalten, Schwerpunkten und auch Leerstellen in den Blick zu nehmen gelte, nicht nur als »Steinbruch«. Er unterstreicht den fragmentarischen Charakter der Tagebücher, die – was interpretatorische Schwierigkeiten wie enormes Potential gleichermaßen bedeutet – kein übergreifendes Narrativ bieten. Tagebücher versteht er mithin vor allem als Orte von Selbstverständigungsprozessen, in denen die Autorinnen und Autoren »nicht bestehende Gedanken und Gefühle fest[halten], vielmehr produzieren sie diese erst in einem Schreibprozess, dessen Eigenheit gerade darin besteht, konkrete Erlebnisse – im Rück- wie im Vorausblick – in den eigenen Lebenszusammenhang einzuordnen« (S. 23). Das ist freilich nicht alles neu. Neu und aufschlussreich hingegen sind die Fragen, die Steuwer stellt. So geht es ihm darum, zu zeigen, wie die Bevölkerung die Herausforderungen, vor die sie die Machtübernahme der Nationalsozialisten stellte, annahm, wie sich Wahrnehmungen von sich selbst und der eigenen Zeit veränderten, und schließlich, wie diese Prozesse auf das Regime zurückwirkten.

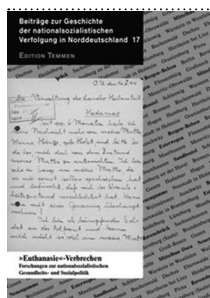
Alle untersuchten Tagebuchschreiber positionierten sich in irgendeiner Weise zu den allumfassenden Anforderungen des Systems. Wer während der Weimarer Republik über politische Fragen weitgehend geschwiegen haben mag, suchte in den Jahren 1933/34 dennoch nach einer eigenen Positionierung. Ein Tagebuch war mitunter der einzige Ort, in dem sich dieser Selbstverständigungsprozess frei entfalten konnte. Neutralität, das zeigt die Studie Steuwers eindrucklich, lässt eine Diktatur nicht zu. »Jeder wird heute in irgendeiner Form in den Strudel der Ereignisse hineingezogen und will er weiterleben, so muß er schwimmen, um sich zu halten« (S. 68), stellte ein Tagebuchschreiber zu Silvester 1934 scharfsichtig fest. An vielen Beispielen kann Steuwer überzeugend aufzeigen, wie Prozesse des Aushandelns zwischen früheren politischen Ansichten mit den Anforderungen der »neuen Zeit« abliefen und wie sich viele den Nationalsozialismus so in Etappen aneigneten und in ihr bisheriges Weltbild und in bisherige Erfahrungszusammenhänge integrierten. Die NS-Herrschaft wurde indes »nicht nur als politische Zäsur erlebt, sondern auch als eine biografische« (S. 72).

Zu einem wesentlichen Muster entwickelte sich dabei die Verbindung einer grundsätzlichen Zustimmung mit Kritik in Einzelfragen. Erst so sei es vielen Zeitgenossen möglich gewesen, »das gegenwärtige Verhalten dennoch als in Übereinstimmung mit dem bisherigen Lebenslauf und dessen Projektionen die Zukunft zu verstehen« (S. 96 f.). Dass aus der »Detailkritik« keine umfassende Regimekritik erwuchs, lag mitunter an der Figur Hitler, die als »Projektionsfläche weitreichender Erwartungen und hoher moralischer Ansprüche« (S. 109) fungierte. Bestimmte Phänomene, die als kritikwürdig erachtet wurden, haben die Verfasserinnen und Verfasser nicht dem Nationalsozialismus zugeschrieben und so erst in die Reichweite einer Kritik gebracht, »ohne dass hierdurch prinzipielle Distanz entstand« (S. 111). So bildete sich eine Vielzahl unterschiedlicher Bilder vom Nationalsozialismus, die sich in den eigenen Lebenszusammenhang einordnen ließen, wodurch der Kreis derjenigen, die sich als Unterstützer des Nationalsozialismus verstehen konnten, erheblich vergrößert wurde.

Steuwer ist mit seiner Studie eine inspirierende Analyse einer Diktatur im Werden sowie des wechselseitigen Verhältnisses zwischen Individuum und System ebenso gelungen wie eine feinfühlig und instruktive Untersuchung der komplexen (Selbst-)Zuschreibungen, Positionierung und Deutung des Einzelnen in seiner Zeit. Wenn er darüber hinaus noch für mehr Sensibilität im Umgang mit der Quelle Tagebuch gesorgt hat, ist viel erreicht. Deren enormes Potential über eine Funktion als illustratives Beiwerk hinaus jedenfalls hat Janosch Steuwer eindrucksvoll gezeigt.

Markus Roth
Gießen

»Euthanasie« in Norddeutschland



KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hrsg.)

»Euthanasie«-Verbrechen.

Forschungen zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik

Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 17.

Bremen: Edition Temmen, 2016, 248 S., € 14,90

Seit 1994 erscheinen in loser Folge die »Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland«. Herausgeber der in der historischen Fachwelt mittlerweile nicht mehr wegzudenkenden Schriftenreihe ist die Gedenkstätte Neuengamme. Der aktuelle 17. Band widmet sich ausschließlich dem Thema »Euthanasie«, das in den vorausgegangenen »Beiträgen« eher randständig behandelt wurde. Selbst bei einer Erweiterung auf den Oberbegriff Medizinverbrechen liefert die Durchsicht der 16 Vorgängerhefte ein dürftiges Ergebnis: ein Artikel zum »Kindermord vom Bullenhuser Damm« (2005), ein Kurzbericht über Forschungsergebnisse zur »Sonderbehandlung 14f13« (2009), ein Aufsatz über Arzneimittelversuche im Konzentrationslager Sachsenhausen (2012).

Dabei hätte es gute Gründe gegeben, dieses Thema bereits eher anzugehen. Im Editorial zu Heft 8 »Zwangsarbeit und Gesellschaft« (2004) wird die Wahl dieses Schwerpunktes folgendermaßen begründet: »Zur Verbesserung unserer Kenntnisse, was die Zwangsarbeit ausmachte, soll dieses Heft einen Beitrag leisten.« Seit Ulrich Herberts Studie *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des »Ausländer-Einsatzes« in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches* von 1985 sei »eine außerordentlich große Zahl von Publikationen [...] erschienen, von knappen Broschüren über umfangreiche Monographien bis Dokumentationen unterschiedlicher Art. Schwerpunkte lagen in regional- und lokalgeschichtlichen Forschungen«. All diese Aussagen trafen zu diesem Zeitpunkt auch auf das Forschungsfeld NS-»Euthanasie« zu. Es dauerte allerdings zwölf Jahre bzw. neun weitere »Beiträge« und bedurfte zudem eines äußeren Anlasses.

Anlass für die Herausgabe eines Themenheftes »Euthanasie« war die von der Gedenkstätte Neuengamme konzipierte Ausstellung »Euthanasie«. Die Morde an Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen in Hamburg im Nationalsozialismus«, die 2014 im Hamburger Rathaus präsentiert wurde. Lesungen, Vorträge, Filme und ein Workshop zählten zum Begleitprogramm. »Um die Geschichte dieser Verbrechen in ihrer Vielschichtigkeit und Komplexität zu thematisieren«, so die Redaktion der »Beiträge« im

Editorial, bat sie alle Referenten der diversen Begleitveranstaltungen um eine Verschriftlichung ihrer Vorträge, »mit dem Ziel, trotz der beschränkten Möglichkeiten einer Zeitschrift ein möglichst auf Norddeutschland bezogenes breites Themenspektrum abzudecken«. Das Ergebnis ist ein Sammelband, eine Art Zusammenstellung oder Querschnitt der norddeutschen Komponente dieses NS-Verbrechens.

Die Hauptbeiträge bieten dem Leser, das ist ihrer Entstehungsgeschichte als verschriftlichten populärwissenschaftlichen Vorträgen geschuldet, zumeist bereits Bekanntes. Der Aufsatz von Marc Burlon und Lawrence A. Zeidman knüpft im Wesentlichen an Burlons Dissertation zur Kinder-»Euthanasie« aus dem Jahr 2009 an. Auch der anschließende Beitrag des Hamburger Emeritus Hendrik van den Bussche über »Die akademische Seite der »Kindereuthanasie« während des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit« fußt auf dessen langjährigen und vielfach publizierten Forschungen. Sinngemäß gilt dies auch für die Beiträge von Friedrich Leidinger über »Die Ermordung polnischer Psychiatriepatientinnen und -patienten unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg« und Uwe Lohalm zur Entwicklung der staatlichen Hamburger Wohlfahrtspflege von 1933 bis 1945.

Aktuelle Forschungsergebnisse präsentiert hingegen der Berliner Politologe und Historiker Thomas Irmer. Als Kurator und Autor einer 2015 eröffneten Ausstellung zur Geschichte des Arbeitshauses Berlin-Rummelsburg schrieb er kenntnisreich über die Ausweitung der »Euthanasie« auf soziale Randgruppen wie Bettler, Obdachlose und Prostituierte und macht deutlich, dass die nationalsozialistischen Machthaber »auch »ganz unten« [...] zwischen »Juden« und »Nichtjuden« unterschieden. Während 1941 die jüdischen Insassen des Arbeitshauses im Zuge einer »Sonderaktion« konsequent erfasst, in die »Euthanasie«-Anstalt Bernburg transportiert und dort ermordet wurden, sollte die Arbeitskraft der »arischen« Insassen offenbar noch bis zur völligen Erschöpfung ausgebeutet werden.

Einem historisch versierten Leser erscheint die Zusammenstellung der Aufsätze gelegentlich eklektisch und auch unvollständig. Beispielsweise fehlt ein Beitrag zum Schicksal der mehr als 100 Patienten jüdischer Herkunft in Hamburger Heil- und Pflegeanstalten, die 1940 in der »Euthanasie«-Anstalt Brandenburg ermordet wurden. Ebenso unbeachtet bleibt die Geschichte der Hamburger Heilanstalten und Pflegeheime unter den Bedingungen des Bombenkrieges. Für Leser, die sich einen ersten Überblick verschaffen wollen, bietet das Heft einen guten Überblick. Leser mit weiterführenden Intentionen sollten auf die Fachliteratur zurückgreifen.

Dietmar Schulze
Leipzig

Neue Studie zu KZ-Aufseherinnen



Johannes Schwartz

»Weibliche Angelegenheiten«.

Handlungsräume von KZ-Aufseherinnen

in Ravensbrück und Neubrandenburg

Hamburg: Hamburger Edition, 2018,

440 S., € 28, –

Johannes Schwartz' lang erwartete Studie zu Aufseherinnen in Ravensbrück entspringt der Diskussion um »Handlungsräume« von deutschen Frauen im NS-Staat, in deren Folge – bezogen auf den Einsatz von Frauen in Konzentrationslagern – bereits eine Ausstellung zu den Aufseherinnen von Ravensbrück sowie Studien zu Majdanek, Neuengamme, Groß-Rosen und zum SS-Helferinnenkorps entstanden. Ravensbrück spielte als Kaderschmiede für das gesamte KZ-System jedoch eine besondere Rolle – bis in den Sommer 1944 wurde ausschließlich hier weibliches KZ-Wachpersonal ausgebildet.

In sechs Kapiteln beschäftigt sich Schwartz mit Fragen der Rekrutierung und Schulung von Aufseherinnen, mit ihren Karrieremöglichkeiten, Führungs- und Durchsetzungspraktiken sowie mit der Gewaltausübung in verschiedenen Kontexten. Dabei berücksichtigt er, welche Handlungsmöglichkeiten Aufseherinnen zur Verfügung standen und inwieweit sie innerhalb der gesetzten Machtverhältnisse »eigenaktiv« und »eigensinnig« agierten. Von besonderem Interesse ist die Erforschung der Wege, wie Frauen KZ-Bewacherinnen wurden. An Beispielen werden die drei wichtigsten Rekrutierungsmethoden – freiwillige Bewerbung, Dienstverpflichtung durch die Arbeitsämter, Abstellung durch die Betriebe – anschaulich gemacht; Tabellen geben einen Überblick über die quantitative Verteilung von Rekrutierungsformen sowie zur sozialen und regionalen Herkunft der Aufseherinnen.

Im zweiten Kapitel »Karrierewege« räumt Schwartz mit der These auf, dass vor allem brutale, gewaltbereite Aufseherinnen im System aufstiegen. Er zeigt, dass vielmehr ein gutes Verhältnis zu den männlichen Vorgesetzten, zu Kolleginnen und auch zu Funktionshäftlingen für das berufliche Weiterkommen ausschlaggebend war. Kapitel III verlässt den gesteckten Rahmen Ravensbrück und beschäftigt sich mit Führungskonflikten in den Lagern Auschwitz und Majdanek. Die Untersuchung von Netzwerken und Machtkämpfen innerhalb der Konzentrationslager-SS ist ein fruchtbarer Ansatz zur Erklärung von Handlungsweisen – hier ist eine lagerübergreifende Perspektive sinnvoll, da viele in den Frauenabteilungen von Auschwitz und Majdanek ausgetragenen Konflikte ihren Ursprung

in Ravensbrück haben und nur mit dem Wissen um die dortigen Vorgeschichten erklärt werden können.

Im Folgenden analysiert Schwartz das Verhalten von Aufseherinnen, die erweiterte Möglichkeiten der Gewaltausübung im Rahmen von Strafpraktiken hatten. Auch das Machtgeflecht zwischen Aufseherinnen und Funktionshäftlingen wird thematisiert, ebenso die Narrative verschiedener Häftlingsgruppen, die in unterschiedlicher Weise mit Gewalt konfrontiert waren. Dargestellt werden verschiedene Formen der Gewalt, zum Beispiel die Praxis der »sanften Gewalt«: Aufseherinnen, die durch scheinbare Großzügigkeit die Folgen der stets präsenten strukturellen Gewalt (Mangelernährung, fehlende Möglichkeiten zur Hygiene, unerfüllbare Arbeitsnormen) linderten, etwa durch Essensgeschenke oder Erlassung von Strafen, und auf diese Weise ihre Macht sicherten, dabei aber Teil des Herrschaftssystems blieben.

In Kapitel V, das die Situation in Werkstätten und Unternehmen untersucht, zeigt Schwartz, dass Aufseherinnen durch ihre oft gewaltvolle Durchsetzung des pausenlosen Arbeitszwangs erheblich zur Profitabilität des Häftlingsarbeitseinsatzes beitrugen. Im letzten Kapitel wird deutlich, wie groß der Einfluss von Aufseherinnen war, wenn im Rahmen von Mordaktionen Häftlinge selektiert werden sollten. Dabei wurden die Entscheidungen immer weiter nach unten, bis auf die Ebene der Funktionshäftlinge delegiert; in den Betrieben meldeten außerdem Werksangehörige »dauerhaft arbeitsunfähige« Häftlinge.

Johannes Schwartz schöpft aus einem breiten Materialfundus, den er quellenkritisch reflektiert, auf die Entstehungshintergründe von Aussagen verweist und funktionale Narrative der Nachkriegszeit sichtbar macht. Dabei zielt er nicht nur auf die Rechtfertigungsdiskurse der Aufseherinnen ab, sondern deutet auch die Erzählstrategien der überlebenden Häftlinge. So interessant die zahlreich zitierten Nachkriegsaussagen sind: Hier hätte etwas mehr Straffung gutgegan. Möglicherweise ist es der langen Zeit bis zur Drucklegung geschuldet, dass einige (verzeihliche) Fehler, die von der Forschung überholt sind, enthalten sind: So waren es zum Beispiel mindestens 95 ehemalige Aufseherinnen, die nach dem Krieg vor polnischen Gerichten standen, statt nur 24. Schwerwiegender ist hingegen das Fehlen eines Personenregisters, das sowohl bei der Lektüre als auch für weitere Forschung eine große Hilfestellung gewesen wäre.

Es bleibt zu hoffen, dass Schwartz' Darstellung als Anregung für Untersuchungen in weiteren Lagerkomplexen dienen wird, in denen sich – wie die Forschung in Einzelfällen gezeigt hat – die Situationen zum Teil ähnelten, zum Teil stark unterschieden. Die Suche nach Erklärungen für gewalttätiges Verhalten von Aufseherinnen in Konzentrationslagern ist noch nicht abgeschlossen.

Andrea Rudorff

Frankfurt am Main/Berlin

Verbrechen der Besatzer



Oliver von Wrochem (Hrsg.)

Repressalien und Terror:

»Vergeltungsaktionen« im deutsch besetzten Europa 1939–1945

Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2017, 271 S., € 24,90

Sogenannte Vergeltungsaktionen von Wehrmacht und SS, mit denen reale oder vermeintliche Widerstandsaktionen geahndet wurden, waren ein fester Bestandteil der nationalsozialistischen Besatzungspolitik. Eine Grundlage für »Repressalien und Terror« bildete die Vorstellung, dass die Zivilbevölkerung der besetzten Länder durchweg als Feind zu betrachten sei, den es zu bekämpfen und je nach Situation und Gelegenheit auch zu vernichten galt. Als Vorwand und Deckmantel für die Einschüchterung und Terrorisierung der Zivilbevölkerung diente häufig die vorgeschobene oder reale Partisanenbekämpfung.

Der Historiker Oliver von Wrochem hat in dem Band *Repressalien und Terror: »Vergeltungsaktionen« im deutsch besetzten Europa 1939–1945* 15 Aufsätze unterschiedlicher Autorinnen und Autoren versammelt, die auf einer Auswahl aus dem Begleitprogramm zur Ausstellung »Deportiert ins KZ Neuengamme. Strafaktionen von Wehrmacht und SS im besetzten Europa« sowie auf Ergebnissen einer transnational orientierten Tagung zum selben Themenkomplex im Jahr 2015 beruhen. In den Blick kommen dabei die unterschiedlichen Formen und Dynamiken der deutschen Besatzungsherrschaft in Europa.

Die Motivlagen der Besatzer in den verschiedenen Ländern und Regionen differierten. In Südost- und Osteuropa sowie in Polen gab es keine klaren Grenzziehungen zwischen den rassenideologischen Motiven von Besatzungsverbrechen und dem Einfluss einer sich zunehmend radikalisierenden Kriegsführung. Insbesondere im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion wurden Mordaktionen gegen Jüdinnen und Juden sowie gegen Roma und Romnija immer wieder als »Vergeltungsaktionen« camoufliert und entsprachen dem Charakter des Krieges als einem gegen den angeblich jüdischen Bolschewismus. Ein Aktion-Reaktionsschema lässt sich bei der Mehrzahl der »Vergeltungsmaßnahmen« nicht ausmachen. In Nord- und Westeuropa war die Besatzungspolitik hingegen in den ersten Kriegsjahren stärker durch Sicherheitsinteressen geprägt und entsprach, in abnehmenden Maße, noch völkerrechtlich gültigen Maßstäben.

Der Band ist in vier Kapitel gegliedert. Herauszuheben ist der erste grundlegende Abschnitt, in dem sich Gerd Hankel und Habbo Knoch mit rechtlichen Grundlagen und Legitimationsstrategien der Besatzer auseinandersetzen. Der Völkerrechtler Hankel behandelt Repressalien ausgehend von den völker- und gewohnheitsrechtlichen Verständnissen und Regulierungen der Maßnahmen als »berechtigten Rechtsverstoß«, als Reaktion auf einen völkerrechtswidrigen Akt des Kriegsgegners, mit dem Ziel, diesen zu einem rechtskonformen Verhalten zu zwingen. Anders als bei diesem bis in die Gegenwart hineinreichenden Verständnis von Repressalien waren die »Vergeltungsmaßnahmen« an der Zivilbevölkerung jedoch in der Regel eine Tarnung für den Massenmord. Knoch nimmt die Funktion und die Dynamiken von Legitimationsstrategien der Täter in den Blick und betrachtet ihre identifikationsstiftende Funktion für Wir-Gruppen. »Vergeltung« spielt als Rechtfertigungsmuster nicht nur im Zusammenhang mit dem Holocaust, sondern auch bei anderen Genoziden des 20. Jahrhunderts eine die ausgeübte Gewalt legitimierende Rolle.

Die folgenden drei Kapitel sind unterschiedlichen Einzelverbrechen und ihrer Einordnung in die deutsche Besatzungsherrschaft gewidmet. Daniel Brewing, Stefan Klemp, Walter Manoschek, Hannes Heer und Herwig Baum thematisieren im zweiten Kapitel »Repressalien« als Mittel der deutschen Besatzungspolitik in den Ländern Südost- und Osteuropas. Dabei werden so ikonisch erinnerte Massaker wie das in dem tschechischen Dorf Lidice (Klemp) behandelt, aber auch einer breiteren Öffentlichkeit unbekanntere Besatzungsverbrechen wie in den serbischen Orten Pančevo und Kragujevac (Manoschek) im Herbst 1941. Kapitel III widmet sich den Verbrechen während der deutschen Besatzung in der Endphase des Krieges. Entsprechend der Dynamik des Krieges werden von Christine Eckel, Katharina Hertz-Eichenrode, Christel Trouvé und Lars Hellwinkel hier auch Verbrechen unter dem Deckmantel der »Vergeltung« in den westeuropäischen Ländern wie Frankreich und Belgien angesprochen. Im abschließenden Abschnitt widmen sich Jens-Christian Hansen und Georg Hoffmann der Situation der Betroffenen von »Vergeltung« im Reichsgebiet. Der Aufsatz von Hoffmann zur Lynchjustiz an alliierten Flugzeugbesatzungen macht noch einmal deutlich, wie sehr die NS-Verbrechen auch bis zum Kriegsende von der deutschen Zivilbevölkerung mitgetragen wurden.

Abschließend lässt sich festhalten, dass der Band *Repressalien und Terror* nicht ausschließlich neue Forschungsergebnisse präsentiert. Er systematisiert jedoch die einzelnen Tatkomplexe und bietet so einen wichtigen Ansatzpunkt für die notwendige weitere Forschung.

Ingolf Seidel
Berlin

Vergessene Zeugen: Bildserien



Jörn Wendland

Das Lager von Bild zu Bild.

Narrative Bildserien von Häftlingen aus NS-Zwangslagern

Köln u.a.: Böhlau, 2017, 409 S., € 70,-

Bis heute wird das Bildgedächtnis des Holocausts in Deutschland von Fotografien und Filmaufnahmen der Täter dominiert. Erst langsam setzt sich die Erkenntnis durch, dass gerade die von Häftlingen in den Lagern erstellten Zeichnungen nicht nur ausgezeichnete Quellen für deren Geschichte bilden, sondern auch eine andere Erinnerung an die Vernichtung der Juden und die Konzentrationslager bereithalten, die durchaus Anspruch auf historische Wahrheit erheben darf. Dies zumindest wäre eine These, die Art Spiegelmans Comic *Maus. A Survivor's Tale* (1986 und 1991) zugrunde liegen könnte, der sich vor allem ausführlich auf Alfred Kantors in einem DP-Camp angefertigte Serie *The Book of Alfred Kantor* bezieht, die immerhin 1987 auch in Deutschland veröffentlicht wurde.

Jörn Wendland zeigt in seiner Dissertation *Das Lager von Bild zu Bild*, dass es noch zahlreiche weitere Bildserien aus den Lagern gibt, die bisher weder in der Forschung noch in der Öffentlichkeit angemessen gewürdigt worden sind. Der Kunsthistoriker hat fünfzehn ausgewählt, die zu großen Teilen auch abgedruckt wurden; manche im deutschsprachigen Kontext erstmals vollständig, wie Horst Rosenthals *Mickey au Camp de Gurs*, andere wie das anonyme Skizzenbuch eines »MM« aus Auschwitz oder Alfred Kantors Buch *Brabag – Zwei Wochen in Schwarzhilde* leider nur in Teilen, dafür in exzellenten Reproduktionen, die auch kleine Details sichtbar machen. Warum Wendland weitere Serien von Rosenthal und Kantor nicht einbezieht, erklärt sich aus seinem vergleichenden Ansatz, der versucht, Gemeinsamkeiten und Differenzen der Bildserien zu bestimmen. Dies allein stellt schon eine Grundlagenarbeit dar.

Nach einer allgemeinen Einleitung schildert Wendland im zweiten Kapitel die schwierigen und in den verschiedenen Lagern sehr unterschiedlichen Entstehungsbedingungen der Bildwerke und fasst auch knapp die Geschichte der jeweiligen Lager zusammen. Das dritte Kapitel isoliert drei Funktionen, welche für die Erstellung der Serien entscheidend seien: Sie bezeugten das Geschehen und versuchten es zu überliefern, sie produzierten für die Zeichnenden eine Distanz zu dem Geschehen und waren Teil einer Selbstbehauptung, schließlich stellten sie ein soziales Medium dar, das beispielsweise getauscht wurde. Diese drei Funktionen gelten allerdings auch für Zeichnungen, die nicht seriell sind. Auch ob die Serialität zur

weitgehend ausgebliebenen Rezeption dieser Arbeiten beigetragen hat, lässt Wendland offen.

Seine Qualitäten beweist der Kunsthistoriker in den Lektüren der Bildserien, die er in den folgenden drei Kapiteln vornimmt. Dabei unterscheidet er Ästhetik, wozu er Bildmotive, Zeichenstil und Figurendarstellung zählt, und Narration. Während sich aufgrund der Lagersituation in den Bildmotiven manche Übereinstimmungen erkennen lassen, unterscheiden sich Stil und Figuren markant. Interessant ist der Befund, dass nicht wenige Serien Verfahren der Parodie, der Satire und der Karikatur nutzen, wie Erich Lichtblau-Lesklus überraschende Zeichnungen aus Theresienstadt, die erst 2010 in den USA vollständig veröffentlicht wurden, oder Waldemar Nowakowskis 42 Blätter – beide dokumentiert Wendland vollständig.

Im fünften Kapitel wird deutlich, wie schwierig die Arbeit Wendlands war, denn für die Analyse der Spezifik von Bildserien und ihrer Narration gibt es wenig wissenschaftlich gesichertes Handwerkszeug. Wendland greift auf die bisher nur in ersten Versuchen formulierte Comic-Theorie zurück, die aber, wie er überzeugend argumentiert, auf die Bildserien aus den Lagern nur bedingt übertragen werden kann. Gerade die gängige Behauptung, dass zwischen den Bildern Ausgelassene werde von den Betrachtenden in ihrer Phantasie ergänzt, kann für die Schilderung der Vernichtung nicht gelten. Vielmehr – und das ist das Besondere der Bildserien gegenüber einzelnen Zeichnungen – werden wie im Skizzenbuch aus Auschwitz Leerstellen als Leerstellen markiert, die jeder Ergänzung widerstehen und damit die Vernichtung interpretieren.

Überraschend ist, dass Wendland im sechsten Kapitel, in dem er narrative Bildserien der Nachkriegszeit behandelt, die von Kathrin Hoffmann-Curtius in ihrer Studie *Bilder vom Judenmord* (2014) so überzeugend analysierten und zum Teil ebenfalls erstmals diskutierten Grafikserien nicht einmal erwähnt. Die Spannung zwischen den unbeholfenen, aber beeindruckenden Zeichnungen von Thomas Greve und Zsuzsa Merényi und ausgebildeten Künstlern wie Lea Grundig und Jerzy Zielezinsky könnte sehr aufschlussreich sein – auch hinsichtlich der Frage, mit welchen ästhetischen Kriterien die Darstellungen der Vernichtung der Juden bewertet werden. Doch dies wäre nur eine von vielen Fragen, die Wendland der Holocaustforschung aufgibt und von denen zu hoffen bleibt, dass sie – durchaus kontroverse – Antworten finden.

Ole Frahm

Frankfurt am Main

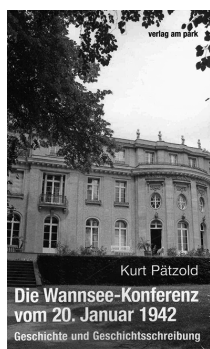
Wannsee-Konferenz



**Hans-Christian Jasch,
Christoph Kreutzmüller (Hrsg.)**
*Die Teilnehmer: Die Männer der
Wannsee-Konferenz*
Berlin: Metropol Verlag, 2017, 336 S.,
€ 24,–



Peter Klein
*Die »Wannsee-Konferenz« am
20. Januar 1942. Eine Einführung*
Berlin: Metropol Verlag, 2017, 102 S.,
€ 12,–



Kurt Pätzold
*Die Wannsee-Konferenz vom
20. Januar 1942. Geschichte und
Geschichtsschreibung*
Berlin: Edition Ost, 2016, 141 S.,
€ 12,99

Zum 75. Jahrestag der Wannsee-Konferenz
erschieden unter anderem Beiträge von Pe-

ter Klein und Kurt Pätzold sowie ein Sammelband, der sich systematisch mit den 15 Teilnehmern der Tagung beschäftigt und dabei deutlich über die bisher erschienenen biografischen Skizzen hinausgeht.¹ Die Konferenz hat stets das Interesse der Öffentlichkeit und der Fachwelt erregt. Die Lektüre des Protokolls erlaubt es, wie durch ein Schlüsselloch in erschreckender Klarheit auf die den Entscheidungsprozess für den Judenmord begleitenden Diskussionen zu blicken. Sie zwingt zur Frage, wann genau sich die

nationalsozialistische Führung entschied, die Juden Europas zu ermorden. Wer waren die fünfzehn am Konferenztisch versammelten Männer und in welchem Verhältnis standen sie zueinander und zum Judenmord? Das Nebeneinander hochrangiger Nationalsozialisten wie Reinhard Heydrich, Adolf Eichmann und Gestapo-Chef Heinrich Müller, weitgehend unbekannter Figuren wie Rudolf Lange, dem Kommandeur der Sicherheitspolizei in Riga, oder Otto Hofmann, dem Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS, sowie der Staatssekretäre aus der Ministerialbürokratie wie Wilhelm Stuckart (Inneres), Roland Freisler (Justiz) oder Martin Luther (Äußeres) regte vor dem Hintergrund des Besprechungsgegenstandes, der »Endlösung der jüdischen Frage in Europa«, die Phantasie an: Wer sagte was, wer dachte was, wer wusste was? Umso bemerkenswerter ist es, dass bislang keine gruppenbiografische Untersuchung der Konferenzteilnehmer vorlag.

Der von Hans-Christian Jasch, dem Leiter der Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz, und ihrem pädagogischen Leiter Christoph Kreutzmüller herausgegebene Sammelband verdeutlicht die wichtige Rolle der Gedenkstätten als Orten der historischen Forschung und des Metropol Verlages als wichtigem Organ der Vermittlung neuer Erkenntnisse.

Mark Roseman, Autor einer Monographie zum Thema, fasst in einem luziden Beitrag, für den allein sich der Kauf des Bandes lohnt, die historische Entwicklung der Sichtweisen auf die Wannsee-Konferenz als Schlüsselmoment des Holocaust zusammen. In früheren Dekaden konnte man die Bedeutung der Konferenz nicht richtig erfassen und die Frage nach ihrem Zeitpunkt im Januar 1942, als der Massenmord an den Juden in Osteuropa bereits in vollem Gange war, nicht befriedigend beantworten. Historiker wie Helmut Krausnick oder Wolfgang Scheffler verstanden die Konferenz vor allem als machtpolitischen Zug Heydrichs und »sahen dabei den im Protokoll des Treffens genannten Zweck des Treffens« eher als Vorwand (S. 33). Die Interessen der anderen Tagungsbeteiligten kamen daher kaum vor.

Nachdem sich in den 1990er Jahren in der Holocaustforschung die Erkenntnis durchzusetzen begann, dass Täter auf allen Ebenen ihr Handeln bei der Verfolgung der Juden durchaus für sinnvoll hielten (und nicht etwa ihre »wirklichen« Motive durch den Antisemitismus kaschierten oder ihren Willen einer mächtigen Struktur unterzuordnen hatten), war der Weg frei für die heute dominante Interpretation der Wannsee-Konferenz, die Roseman in drei Punkten zusammenfasst: Erstens erscheint der Zeitpunkt der Konferenz als Koordinationstreffen nun als plausibel, denn die auf die Massaker der Einsatzgruppen an osteuropäischen Juden beschränkten Massenmorde sollten auf ganz Europa ausgeweitet werden und bedurften daher der Zustimmung der gesamten deutschen Bürokratie. Zweitens rückten Historiker ab vom vermeintlichen Konkurrenzverhältnis zwischen SS, Polizei und Partei (auf der Konferenz durch sieben

¹ Kurt Pätzold, Erika Schwarz, *Tagesordnung: Judenmord. Die Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942*, Berlin 1992; Steven Lehrer, *Wannsee-House and the Holocaust*, Jefferson, NC, 2000.

Teilnehmer vertreten) auf der einen und der Ministerialbürokratie sowie der Besatzungsverwaltung (mit acht Teilnehmern) auf der anderen Seite, sondern interessieren sich vielmehr für das dynamische Miteinander und die wechselnden Koalitionen innerhalb der NS-Spitze. Drittens ist die Unterscheidung zwischen Schreibtischtätern und denjenigen, die vor Ort mordeten, nicht länger haltbar, wie Roseman an jenen Teilnehmern festmacht, die sprichwörtlich mit bluttriefenden Händen am Wannsee anreisten: Auch bei ihnen handelte es sich um promovierte Juristen, deren Teilnahme am Massenmord nicht länger verrätselt werden kann, sondern gerade typisch ist für die Funktionseliten des Nationalsozialismus.

Einen präzisen Forschungsüberblick und eine Zusammenfassung der Tagung und ihrer Bedeutung leistet auch die im gleichen Verlag erschienene knappe Einführung von Peter Klein. Dieser preiswerte Band, der zudem auf gut 60 Seiten Faksimiles und Transkripte der Schlüsseldokumente zur Wannsee-Konferenz beinhaltet, dürfte seine Käuferschaft vor allem am Empfang der Gedenkstätte Haus der Wannseekonferenz finden, die das in der Ausstellung Gesehene zu Hause nachlesen wollen.

Ein gelungen zusammengestelltes Ensemble aus renommierten Historikern, Gedenkstättenmitarbeitern sowie Nachwuchswissenschaftlern stellt die Biografien der Tagungsteilnehmer und ihre jeweilige Rolle bei der Konferenz vor. So gelingt es beispielsweise Bettina Stangneth, Adolf Eichmann als selbstbewussten und einflussreichen Organisator zu schildern, der zum Zeitpunkt der Konferenz den Zenit seiner Macht bereits erreicht hatte und der den übrigen Teilnehmern nicht vorgestellt werden musste. Bemerkenswert auch, wie nah dieser Prototyp des Schreibtischtäters dem eigentlichen Mordprozess war, von der Inspektion eines Massenmordes in Kulmhof im Oktober 1941 über das Zimmer in Theresienstadt, über das er stets verfügte, bis hin zu den letzten von ihm angeordneten Vergasungen von Jüdinnen im April 1945. Am Beitrag zu Roland Freisler ist nicht nur das lebendige Bild interessant, das Silke Struck von ihm zeichnet, sondern auch, dass Freisler, der sich heute als mordlüsterner Volksgerichtshofpräsident eingeprägt hat, von der NS-Führung kritisch beäugt wurde, da er in zu vielen Fällen auf das Primat der NS-Justiz bestand. Ingo Loose zeichnet ein faszinierendes Porträt von Josef Bühler, der als Staatssekretär für die Verwaltung der besetzten polnischen Gebiete im Generalgouvernement zuständig war. Detailliert schildert er den Prozess gegen Bühler vor dem Obersten Volkstribunal Polens, der 1948 mit seiner Verurteilung zum Tode endete. Looses Verdienst ist es, erstmalig herauszustellen, dass Bühlers Beteiligung an der Wannsee-Konferenz eine zentrale Rolle in dem Prozess spielte und dass somit doch einer der 15 Teilnehmer wegen seiner Reden und Taten am Konferenztisch zur Rechenschaft gezogen wurde.

Die Beiträge machen deutlich, wie schwierig es ist, bei NS-Politikern und Spitzenbeamten zwischen der individuellen und

der beruflichen Biografie zu unterscheiden, zumal die allermeisten Quellen, die verständlich machen, wie aus einem Menschen ein Massenmörder oder ein Administrator der Gewalt werden kann, zerstört wurden. Die Autoren machen aus dieser Ambivalenz eine Stärke und zeichnen spannende und tiefeschürfende biografische Skizzen. Dass bei Figuren wie Otto Hoffmann oder Rudolf Lange der Mensch hinter dem Funktionär kaum sichtbar wird, ist nicht den Autoren anzulasten. Allerdings lassen manche Autoren gelegentlich die gebotene Quellenkritik außer Acht, wenn sie auf der Suche nach belastbaren Aussagen solche Zitate verwenden, die den Tätern erst nach dem Krieg in den Mund gelegt wurden, beispielsweise Eichmanns angebliche Aussage, er »werde mit Freuden in die Grube springen im Bewusstsein, dass mit [ihm] 5 Millionen Juden darin liegen« (S. 55). Ein weiterer kleiner Kritikpunkt an dem insgesamt sehr überzeugenden Band betrifft die abgedruckten Auszüge aus einem Stadtplan Berlins von 1940, auf dem die Wohnorte und die Dienstsitze der Teilnehmer eingezeichnet sind – diese sind nichtsagend und auch grafisch bescheiden.

Eine weitere Veröffentlichung zur Wannsee-Konferenz stammt aus der Feder des 1930 geborenen marxistischen Historikers Kurt Pätzold. Eine bewegende Fotografie eröffnet den Band: Auf dem Sterbebett liegend schmökert Pätzold mit sichtbarer Genugtuung wenige Wochen vor seinem Tod im Vorabdruck seines Buches. Es sollten dies die letzte Aufnahme und die letzte Publikation des im August 2016 verstorbenen Historikers sein. Die Holocaustforschung der DDR, für die Pätzold steht, wurde oft belächelt. Sie war ein ambivalentes Produkt einer staatlich kontrollierten Historiografie, die die Dimitroff'schen Faschismusthesen offensiv vertrat, und einigen isolierten Außenseitern, die vom Staat misstrauisch beäugt und behindert vor sich hin forschten. Pätzold ist der ersten Gruppe zuzuordnen. Gleichwohl sollte die Holocaust-Historiografie der DDR nicht unterschätzt werden, brachte sie doch einige Pionierarbeiten hervor.

Der knappe Überblick über die Wannsee-Konferenz dient Pätzold vor allem als Anlass, einige seiner Kernthesen über den Mord an den europäischen Juden zusammenzufassen. Er überlegt, warum der Massenmord an den Juden global viel Aufmerksamkeit erhielt und erhält, während dies im Falle des deutschen Massenmordes an sowjetischen Kriegsgefangenen nicht der Fall ist, und präsentiert eine Liste von Unterschieden und Gemeinsamkeiten, ohne dabei einer Konkurrenz der Opfergruppen das Wort zu reden. Den zweiten Abschnitt bildet eine informierte, aber etwas unsystematische Darstellung der Konferenz und ihrer Interpretationen. Die folgenden vier Kapitel haben nicht immer einen erkennbaren Bezug zum Buchtitel, sondern befassen sich mit Fragen, die Pätzold stark beschäftigten, wie der nach der Beteiligung durchschnittlicher Deutscher am Holocaust und dem Grad des Wissens über den Massenmord an den Juden. Besonders irritiert der inflationäre Gebrach

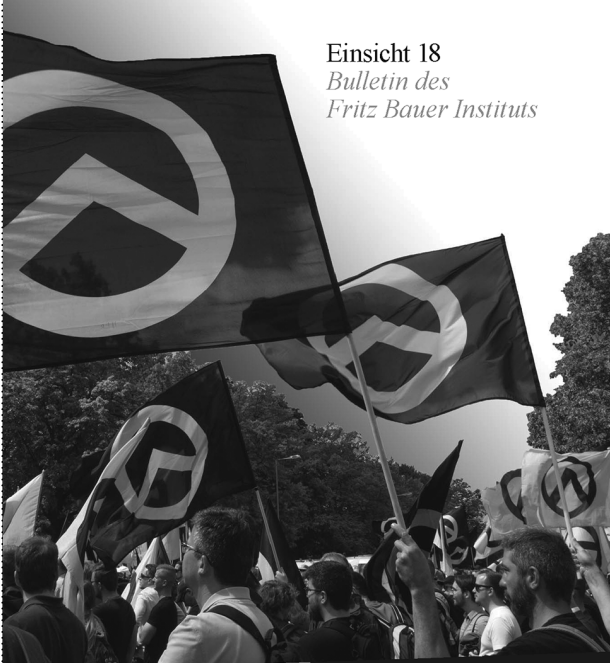
von Anführungszeichen, der keinen festen Regeln folgt, sondern vielmehr stets anzudeuten scheint, dass dem Autor irgendetwas nicht passt. Stellenweise gleitet Pätzold ins Polemische ab, vor allem wenn es um die Art und Weise geht, wie das Thema Holocaust in Westdeutschland behandelt wurde. So behauptet er, der »deutsche Faschismus« würde in Deutschland als »Nationalsozialismus« verklärt, um den Sozialismus zu diskreditieren (S. 9). Die altbackene These bezeugt, wie sehr Pätzold in den vor 1990 ausgefochtenen Stellungskämpfen verharrete.

Es ist nicht einfach, Pätzolds zentrale These aus dem Band zu destillieren. Beispielsweise plädiert er dafür, bei der Suche nach den Verantwortlichen (er nennt dies die Frage nach dem Warum) die Rolle lokaler Initiativen für den Judenmord nicht überzubewerten, und betont stattdessen, dass die Führungselite der deutschen Faschisten stets gewusst habe, was sie tue, und den Massenmord an den Juden ohne Skrupel und in zweckrationaler Weise weiterbetrieben habe. Man müsse nach den konkreten Interessen und Zielen suchen, die den Judenmord bedingten, anstatt »Hitler in uns zu suchen«. Das möge »gut gemeint sein«, lenke aber von den gesellschaftlichen

Zuständen ab. (S. 76) Damit meint Pätzold wohl die Teile der Forschung, die dafür plädieren, die Attraktivität des Entwurfs einer »Volksgemeinschaft« für Millionen von Deutschen ernst zu nehmen und die soziale Dynamik zu analysieren, die der Nationalsozialismus auf vielen Ebenen in Gang setzte.

Der Band hinterlässt ein trauriges Gefühl, denn in der Historiographie unterblieb offenbar nach 1990 eine Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichtsschreibung und ihrem Erbe. Historiker wie Pätzold wurden als Gesprächspartner ignoriert, und sie isolierten sich daraufhin selber. Wenn sie publizierten, dann zumeist in nostalgischen Kleinverlagen. Dabei ist es durchaus spannend, Texte wie den Pätzolds und die Einleitung Mark Rosemans zueinander sprechen zu lassen und sich über die Rolle der kapitalistischen Wirtschaftsordnung während des Holocaust oder das Verhältnis zwischen »Wahn und Kalkül«, wie es Pätzold nennt, Gedanken zu machen.

Alexander Korb
Leicester



Einsicht 18
*Bulletin des
Fritz Bauer Instituts*

Fritz Bauer Institut
*Geschichte und
Wirkung
des Holocaust*

*Hier könnte Ihre
Anzeige stehen!*

Formate und Preise

Doppelseite	460 x 295 mm + Beschnitt	1.090,-
Umschlagseite U4	230 x 295 mm + Beschnitt	950,-
Umschlagseite U2 / U3	230 x 295 mm + Beschnitt	850,-
Ganzseitige Anzeige	230 x 295 mm + Beschnitt	690,-
1/2-seitige Anzeige vertikal	93 x 217 mm	390,-
1/2-seitige Anzeige horizontal	192 x 105,5 mm	390,-
1/4-seitige Anzeige vertikal	93 x 105,5 mm	270,-

Auflage: 4.500 Exemplare, Preise in Euro, zuzügl. gesetzl. MwSt.
Kontakt: Tel.: 069.798 322-40, anzeigen@fritz-bauer-institut.de

Fritz Bauer Institut
*Geschichte und
Wirkung
des Holocaust*

*Hier könnte Ihre
Anzeige stehen!*

Formate und Preise

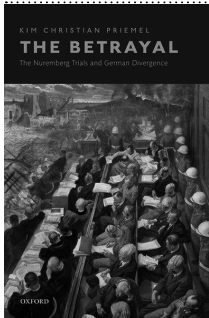
Doppelseite	460 x 295 mm + Beschnitt	1.090,-
Umschlagseite U4	230 x 295 mm + Beschnitt	950,-
Umschlagseite U2 / U3	230 x 295 mm + Beschnitt	850,-
Ganzseitige Anzeige	230 x 295 mm + Beschnitt	690,-
1/2-seitige Anzeige vertikal	93 x 217 mm	390,-
1/2-seitige Anzeige horizontal	192 x 105,5 mm	390,-
1/4-seitige Anzeige vertikal	93 x 105,5 mm	270,-

Auflage: 4.500 Exemplare, Preise in Euro, zuzügl. gesetzl. MwSt.
Kontakt: Tel.: 069.798 322-40, anzeigen@fritz-bauer-institut.de

Fritz Bauer Institut
*Geschichte und
Wirkung des Holocaust*
An-Institut der Goethe-Universität Frankfurt am Main

»Völk«, »völkische«, »Volksgemeinschaft« –
Kampfbegriffe der politischen Rechten
bis zur Gegenwart
Mit Beiträgen von Jörn Retterath,
Hajo Funke und Steffen Kailitz

Der Komplex »Nürnberg«



Kim Christian Priemel

The Betrayal.

The Nuremberg Trials and German Divergence

Oxford: Oxford University Press, 2016,
496 S., £ 65.00/€ 87,71

Im historisch-juristischen Kontext beschreibt »Nürnberg« ein trotz seiner Omnipräsenz amorphes Phänomen, dessen konkreter Gegenstand so umstritten ist wie seine Wirkungsgeschichte. Kim Priemels Buch widmet sich nicht nur dem International Military Tribunal (IMT) der vier Alliierten, sondern auch den zwölf unter amerikanischer Ägide in der fränkischen Stadt durchgeführten Nachfolgeverfahren sowie je einem britischen und französischen Militärtribunal – ein Gesamtkomplex, der traditionelle Rechtspraxis mit neuen normativen Regeln einschließlich des im Entstehen begriffenen Genozid-Konzepts verband, Berge von Dokumenten erzeugte und neben den 206 Personen (weit überwiegend Männer) auf der Anklagebank die deutschen Eliten mit ihrer Verantwortung für die während des »Dritten Reichs« begangenen Verbrechen konfrontierte. Auf der Basis seiner vorangegangenen Publikationen,¹ intensiver Quellenrecherche in mehr als 40 Archiven und solider Kenntnis der umfangreichen Literatur legt Priemel eine überzeugende Gesamtdarstellung vor. Sie reflektiert zentrale historiografische Erkenntnisse, wie sie vor allem Donald Bloxham, Devin Pendas und Lawrence Douglas nach der Jahrtausendwende entwickelt haben,² und gibt der zukünftigen Forschung neue wichtige Impulse.

Ausgehend von einem seit dem Ersten Weltkrieg in den alliierten Staaten verbreiteten Deutschland-Bild, das die Aggressivität des Reichs mit seiner Abirrung vom Pfad westlicher Wertvorstellungen auf einen bellizistisch-demokratiefeindlichen Sonderweg erklärte, konzentriert der Autor seine Darstellung auf die vor allem von den

US-Anklägern Robert Jackson und Telford Taylor verfolgte Prozessstrategie, die Aburteilung der Schuldigen mit einer Umerziehung der deutschen Gesellschaft in Richtung Westen zu verbinden. Mit diesem heuristischen Hilfsmittel ließen sich unterschiedliche Verbrechenkomplexe von der Angriffskriegsplanung über den Massensmord an Zivilisten bis zur ökonomischen Ausbeutung integrieren; dass dabei auf passende Geschichtsnarrative zurückgegriffen wurde, konnte schon damals nicht überraschen.

Priemels thematisch fokussierte Darstellung des Nürnberger Projekts bestätigt, dass »transitional justice« weit stärker als andere justizielle Unternehmungen von politischen Rahmenbedingungen abhängt. Neben den vorhersehbar auf Schuldleugnung und Legitimitätsnegation abzielenden Argumenten der Verteidigung war es die Veränderung dieses Rahmens, die die Anklagestrategie unterminierte und vielfältige Anpassungen im Verfahrensverlauf notwendig machte. Jacksons und Taylors Lesart der NS-Vergangenheit verfiel bereits in der unmittelbaren Nachkriegsphase nur bei Teilen des deutschen Publikums und fand auch auf alliierter Seite Kritiker; sobald der Kalte Krieg seit 1947 an Schärfe gewann, dominierte er den Diskurs. Je länger die Verfahren dauerten, umso aggressiver, aber auch umso wirkungsvoller konnten Deutsche auf ihrer Selbstwahrnehmung als Opfer Hitlers und Vorkämpfer gegen Moskau im Interesse westlicher Werte beharren.

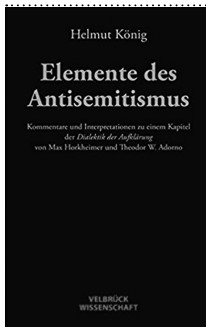
The Betrayal bietet zwar wenig zu den Verbrechen, denen die Verfahren galten – sowohl in der Form, wie sie sich den Anklägern präsentierten, als auch aus der Perspektive gegenwärtiger Forschung –, doch behandelt das Buch die weiterhin kontroverse Frage nach der Signifikanz des Holocaust in Nürnberg. Für das IMT konstatiert Priemel eine im Verfahrensverlauf zunehmende Relevanz des Mordes an den europäischen Juden; in den Nachfolgeverfahren spielte dieser Verbrechenkomplex eine unterschiedlich starke Rolle, dominierte aber im Einsatzgruppen-Prozess (Fall 9). Soweit sich ein inkrementeller Bedeutungszuwachs der »Endlösung« nachweisen lässt – und dies wäre näherer Untersuchung wert –, war er allerdings nicht das Resultat didaktischen Kalküls: Dies belegt das improvisierte Zustandekommen von Fall 9 und das Festhalten der US-Ankläger am »conspiracy«-Konzept. Letzteres konzentrierte nicht nur die eigentliche Verantwortung auf die Regimespitze und untergrub damit den politisch-didaktischen Effekt des Nürnberger Projekts, es garantierte auch einer intentionalistischen Lesart der NS-Geschichte nachhaltige Wirkung.

Jürgen Matthäus
Washington, DC

1 Kim C. Priemel, Alexa Stiller (Hrsg.), *Reassessing the Nuremberg Military Tribunals: Transitional Justice, Trial Narratives, and Historiography*, New York 2012; dies. (Hrsg.), *NMT. Die Nürnberger Militärtribunale zwischen Geschichte, Gerechtigkeit und Rechtschöpfung*, Hamburg 2013.

2 Donald Bloxham, *Genocide on Trial: War Crimes Trials and the Formation of Holocaust History and Memory*, Oxford 2001; Lawrence Douglas, *The Memory of Judgment: Making Law and History in the Trials of the Holocaust*, New Haven 2001; Devin Pendas, »Seeking Justice, Finding Law: Nazi Trials in the Postwar Era, 1945–1989«, in: *Journal of Modern History* 81 (2009), S. 347–368.

Genealogie des Antisemitismus



Helmut König

Elemente des Antisemitismus. Kommentare und Interpretationen zu einem Kapitel der Dialektik der Aufklärung von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno
Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2016,
380 S., € 39,90

Die erste Veröffentlichung der *Dialektik der Aufklärung* von Max Horkheimer und Theo-

dor W. Adorno ist bereits über 70 Jahre her. Jetzt nimmt Helmut König eine ausführliche Analyse des Kapitels »Elemente des Antisemitismus« dieses zentralen Werkes der Kritischen Theorie vor. Dabei möchte er dezidiert »keinen Beitrag zur Analyse gegenwärtiger Erscheinungsformen des Antisemitismus« (S. 10) leisten. Vielmehr interessiert ihn die theoretische Verarbeitung der Erfahrungen des Faschismus und des Stalinismus bei Horkheimer und Adorno, da die Nachwirkungen dieser Erfahrungen auf der gesellschaftlichen Ebene bis heute zwar prägend, aber zugleich unterbeleuchtet seien.

Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung mit den sieben Thesen zum Antisemitismus von Horkheimer und Adorno rekonstruiert König daher anhand von Gesprächsaufzeichnungen und Briefen die Bedeutung der Beschäftigung der Autoren mit Antisemitismus für die Theorie- und Werkentwicklung. Besonders bei Horkheimer hinterließ sie gravierende Spuren, wie König eindrücklich zeigen kann: Er brach unter dem Einfluss Adornos und der realgeschichtlichen Erfahrungen zunehmend mit Marx und dem historischen Materialismus. König möchte die *Dialektik der Aufklärung* als eine Abwendung von der Marx'schen Ideologiekritik und Hinwendung zu Nietzsches Kritikmodell der Genealogie verstanden wissen. Die damit einhergehende grundlegende Zivilisations- und Vernunftkritik müsse auch als eine Selbstkritik Horkheimers gelesen werden, der in früheren Schriften versucht hatte, den Antisemitismus funktionalistisch zu erklären. So stand etwa in seinem Aufsatz »Die Juden und Europa« (1939) das ökonomische Nutzenkalkül seitens der Antisemiten im Vordergrund. Die »Elemente des Antisemitismus« seien zu einem »Schlüsseltext der Kritischen Theorie« (S. 9) geworden und zum Ausgangspunkt für eine beispiellose Kritik der Aufklärung und Rationalisierung avanciert.

Diese These einer »weitreichenden Neubestimmung der Kritischen Theorie« (S. 220) als Folge der Beschäftigung mit dem Antisemitismus durchzieht beide Hauptteile der Studie, denen der Abdruck des Originaltextes »Elemente des Antisemitismus« vorausgeht und denen ein Epilog folgt. Im ersten Hauptteil – bestehend aus

Kommentaren, die absatzweise durch den Originaltext führen – zeigt König an vielen Textstellen, wie sich Horkheimer und Adorno an der Erkenntnis abarbeiteten, dass der Antisemitismus mit Vernunft nicht begreifbar, aber trotzdem ein Produkt der Zivilisationsgeschichte ist, die gleichzeitig Vernunftgeschichte ist. Daraus resultiert der thesenhafte Charakter des Textes, der Erklärungsansätze aus politischer, ökonomischer, religiöser und nicht zuletzt psychoanalytischer Perspektive versammelt. Königs Kommentare bieten insbesondere für die Erstbeschäftigung mit den »Elementen des Antisemitismus« eine hilfreiche Anleitung. Es gelingt ihm an vielen Stellen, komplexe Sachverhalte an Beispielen zu konkretisieren und durch Erläuterung der historischen Hintergründe und Bezugspunkte – etwa die liberale Minoritätenpolitik der Weimarer Republik nach dem Ersten Weltkrieg – für ein besseres Verständnis des Textes zu sorgen.

Größere Theoriestränge werden im anschließenden Interpretationsteil nachvollzogen und diskutiert. Besonders gelungen ist das Unterkapitel zum Mimesis-Begriff. Die Verdrängung der Mimesis, einem Anschmiegen an die Natur, macht den zentralen Kritikpunkt am Zivilisationsprozess aus und liefert die Basis für eines der Grundmotive der Antisemitismustheorie: die Projektion der eigenen (verdrängten) Wünsche und Bedürfnisse auf die Juden. König betont hier zu Recht das somatische, materialistische Moment der Mimesis und setzt sie in Verbindung zum zentralen Begriff der Nicht-Identität in Adornos Spätwerk *Negative Dialektik*, womit auch für dessen Philosophie der nachhaltige Einfluss der Beschäftigung mit Antisemitismus bestätigt sein dürfte.

Königs Wiederholung zweier altbekannter Kritikpunkte an Horkheimer und Adorno fallen leider hinter sein zuvor gezeigtes Verständnis für die Stärke der dialektischen Erfassung einer widersprüchlichen Gesellschaft zurück: Einerseits sei die Gesellschaftskritik Adornos und Horkheimers zu negativ und untergrabe ihre eigenen Möglichkeiten, andererseits zeige sich in der späteren Theorieentwicklung der Autoren ein Hang zu einem geradezu märchenhaften Umschlag der Negativität in Erlösung. Für König schlagen sich diese Aspekte darin nieder, dass es Horkheimer und Adorno an einem »tragfähigen Begriff des Politischen« (S. 75) mangle. Im Epilog wird klar, dass König an einen institutionengebundenen Politikbegriff denkt und sich eine Theorie des politischen Handelns nach Hannah Arendt gewünscht hätte. Die umfassende Herrschaftskritik, die Horkheimer und Adorno entfalten, reicht ihm an dieser Stelle offenbar nicht aus. Gleichwohl betont König das Verdienst der Kritischen Theorie, auch in der Nachkriegsgesellschaft den scharfen Blick für verdeckt weiterlaufende Muster des Antisemitismus etwa im Bereich der Kultur beibehalten zu haben.

Laura Soréna Tittel
Gießen

Anfänge der Forschungen zur Shoah



**Regina Fritz, Éva Kovács,
Béla Rásky (Hrsg.)**

Als der Holocaust noch keinen Namen hatte. Zur frühen Aufarbeitung des NS-Massenmordes an den Juden / Before the Holocaust had Its Name. Early Confrontations of the Nazi Mass Murder of the Jews
Wien: new academic press, 2016, 458 S.,
€ 32,–

Diese Sammlung von Aufsätzen bietet einen ausgezeichneten Einstieg in das faszinierende Thema der frühen Nachkriegsquellen zur Shoah. Man wusste zwar, dass das »kollektive Beschweigen« der NS-Vergangenheit nicht sofort mit Kriegsende begonnen hatte. Aber das erstaunlich große Ausmaß und die Vielzahl der Versuche, die NS-Verbrechen zu dokumentieren, für Gerichte und Archive aufzubereiten und es in den Nachkriegsgesellschaften zu thematisieren, waren lange nicht deutlich. In den letzten Jahren wird die »myth of silence« jedoch revidiert, vorangetrieben durch Studien von Hasia R. Diner, Laura Jokusch und David Cesarani mit Eric J. Sundquist.¹ Die Aufsätze des vorliegenden Bandes sind aus drei Tagungen und Workshops hervorgegangen, die Ende 2012 in Wien und Budapest sowie im Oktober 2014 in Prag stattgefunden haben. Das Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien hatte eingeladen, sich mit Raul Hilbergs Diktum von 1988, »In the beginning there was no Holocaust«, auseinanderzusetzen und über die frühen Versuche, die Shoah zu dokumentieren, nachzudenken. Dabei wurde es vom European Holocaust Research Infrastructure (EHRI) unterstützt.

Anknüpfend an die zahlreichen Bemühungen von jüdischen Gruppen, schon während der Shoah das verbrecherische Geschehen zu dokumentieren, organisierten überlebende Juden 1944/45 in 14 Ländern historische Kommissionen, die viele tausend Zeugenberichte, Fragebögen und weitere Dokumente, Literatur und Artefakte sammelten. Das Quellenmaterial etwa der Münchner historischen Kommission, die von 1945 bis 1949 mehr als 2.500 Zeugenberichte und circa 6.000 historische Fragebögen sammelte, wurde zu einem der Grundpfeiler des Archivs der 1954 gegründeten israelischen

Gedenkstätte Yad Vashem. Darüber hinaus diente das Aufschreiben von möglichst präzisen Zeugnissen juristischen Zwecken. Es sollte belastbares Material gegen die zahlreichen Täter gesammelt werden, denn nicht nur in Nürnberg, sondern auch in vielen anderen Städten Europas standen Angeklagte vor Gericht.

Die ersten beiden der fünf Abschnitte des Buches befassen sich mit den anfänglichen Versuchen, die Shoah zu dokumentieren, zu beschreiben und zu verstehen. Es ging dabei zum Einen darum, das eigene Erleben, die persönlichen und kollektiven Erfahrungen von Juden, zu formulieren und zu begreifen; zum Anderen auch darum, die jüdische Geschichte und die Shoah methodisch zu erfassen, zu dokumentieren und sie wissenschaftlich zu analysieren. Der dritte Abschnitt diskutiert weniger Fragen der Geschichte als vielmehr der frühen Erinnerung und der angemessenen Repräsentation. Darauf folgt ein Abschnitt zu literarischen Reflexionen, und der Band schließt mit dem Thema der Schuldfrage unter den Stichworten des Thematisierens, Verdrängens und Tabuisierens. Es geht um die eigene Involvierung in die nationalsozialistischen Verbrechen. Am ungarischen Beispiel wird ein zentrales Anliegen des gesamten Bandes verdeutlicht: Vergangenheitspolitik ist immer auch Realpolitik inmitten von innen- und außenpolitischen Konfliktlagen und kein Ausdruck unvermeidlicher Kontinuitäten und homogener Meinungen.

Die 22 Aufsätze können hier nicht im Einzelnen bewertet werden. Das Spektrum an Themen ist beeindruckend. Alle erdenklichen Formen der Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen sind einbezogen und kontextualisiert. Dabei wird nicht unterschlagen, dass große Teile der Mehrheitsgesellschaften und auch der Überlebenden keineswegs über die jüngste Vergangenheit sprechen und schreiben wollten. Viele wollten schlicht vergessen. Nicht nur im öffentlichen Raum, sondern auch in den Familien wurde nicht über die Shoah gesprochen. Die Schwierigkeit des Hin- und Zuhörens wird angedeutet. Der Antisemitismus verschwand nicht über Nacht. Nicht nur im polnischen Kielce, sondern auch etwa im ungarischen Kunmadaras oder im slowakischen Topolčany kam es noch nach Kriegsende zu blutigen Pogromen.

Die Einleitung resümiert wichtige Teile der bisherigen Forschung. Die Frage der Herausgeber, warum die vielfältigen und weitverbreiteten Aufarbeitungsprozesse in Ost und West einen ähnlichen Verlauf nahmen und etwa zur gleichen Zeit verstummten, bleibt offen. Dazu bedarf es weiterer Forschungsanstrengungen. Angesichts der Vielfalt der behandelten Themen, Personen und Quellen ist es sehr zu bedauern, dass der Anhang des Bandes zwar ein Verzeichnis mit Kurzbiographien aller Autoren enthält, aber keinen Index. Nun gilt es, die frühen Zeugnisse selbst zu finden, zu lesen und kritisch zu würdigen. Sie sind unerlässlich, um die Perspektiven der jüdischen Opfer zu rekonstruieren, zu verstehen und zu analysieren.

Christoph Dieckmann
Bern

¹ Hasia R. Diner, *We remember with Reverence and Love: American Jews and the Myth of Silence after the Holocaust, 1945–1962*, New York, London 2009; Laura Jokusch, *Collect and Record! Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe*, Oxford, New York 2012; David Cesarani, Eric J. Sundquist, *After the Holocaust. Challenging the Myth of Silence*, London, New York 2012.

David Ben-Gurion im Widerspruch



Tom Segev

David Ben-Gurion.

Ein Staat um jeden Preis

Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama.

München: Siedler-Verlag, 2018, 800 S.,

€ 35,—

Pünktlich zum siebzigsten Jahrestag der Gründung Israels hat der israelische Historiker Tom Segev eine biographische Studie zu David Ben-Gurion vorgelegt. Segev ist mit einer Reihe von Arbeiten hervorgetreten, die nicht nur die Forschung zur Geschichte und Vorgeschichte Israels einer kritischen Revision unterzogen haben, sondern vor allem auch ein ungemein plastisches Bild dieser Geschichte zu zeichnen vermochten. Der Autor verbindet in seinen Arbeiten stets die Sorgfalt eingehender Quellenrecherche mit einer äußerst lebendigen Darstellungsweise, die es dem Lesenden ermöglicht, selbst in die Geschichte einzutauchen. So auch im Falle der Ben-Gurion-Biographie.

Segev liefert mit seiner Studie sowohl eine neue Perspektive auf seinen Protagonisten als auch eine Reihe von neuen Erkenntnissen. Dies liegt nicht nur daran, dass ein Großteil der vorhandenen Biographien noch den Geist der von Ben-Gurion selbst geprägten Epoche atmete und dass in den letzten Jahren viele neue Quellen zugänglich wurden. Es liegt auch an Ben-Gurion selbst, der fast während seines gesamten Lebens ein ausführliches Tagebuch und eine äußerst umfangreiche Korrespondenz geführt hat. In diesen Dokumenten findet sich ein außergewöhnlich hoher Grad an Reflexion über sein eigenes Denken und Handeln, das eine Analyse des Selbstverständnisses, der Gedankenwelt und der Charaktereigenschaften Ben-Gurions in besonderem Maße ermöglicht.

Segev zeichnet Ben-Gurion als einen Politiker, der von seiner Fähigkeit überzeugt war, die jüdische Nation zu führen, gleichzeitig von Selbstzweifeln und Erschöpfung geplagt wurde. Ausführlich beschreibt er die charakterlichen Schwächen Ben-Gurions, unter denen seine politischen Weggefährten, mehr noch aber seine Frau Paula zu leiden hatten. Er zeichnet das ambivalente Verhältnis zu seiner osteuropäischen Herkunft nach und macht deutlich, dass dieses keinesfalls dem Bild eines heroischen »Überwindens« der Diaspora entspricht. Dadurch kann Segev sowohl den Mythos des unbeirrten »Vaters der Nation« dekonstruieren als auch dessen Gegenbild des gefühllosen und machiavellistischen Machtpolitikers.

Der ständige Wechsel zwischen der »politischen« und der »privaten« Seite Ben-Gurions ist einer der großen Vorzüge der Biographie, denn dadurch lassen sich politische Prozesse und Entscheidungen

aus der Erfahrungswelt der zweiten Alija heraus verstehen, die den Yishuv und den Staat Israel nachhaltig geprägt hat. Zuweilen jedoch nimmt die private Seite in der Darstellung überhand, und die Aufzählung der charakterlichen Defizite Ben-Gurions wirkt etwas redundant. Dies ist vor allem im ersten Teil des Buches der Fall, der seinen Weg an die Spitze des Yishuv beschreibt. Die Konzentration auf Ben-Gurions Charakter geht dabei auf Kosten des historischen Kontexts. Man erfährt erstaunlich wenig über die Geschichte des Zionismus und des Yishuv, und dies ist umso bedauerlicher, als es sonst gerade die Stärke der Bücher von Segev ist, durch die Analyse von Personen und Ereignissen die dahinterliegenden gesellschaftlichen und politischen Strukturen zu erhellen.

Vor allem in zwei Punkten unterzieht Segev das bisherige Bild Ben-Gurions einer kritischen Revision. Zum einen sieht er bei ihm die durchgehende Überzeugung, dass im Konflikt mit den palästinensischen Arabern keine einvernehmliche Lösung möglich und daher Krieg die unvermeidliche Voraussetzung für die Gründung eines jüdischen Staates sei. Für diesen Staat sei Ben-Gurion von Anfang an bereit gewesen, jeden Preis zu zahlen. Auch wenn sich tatsächlich während dessen gesamter politischer Wirkungszeit derartige Äußerungen finden, so bringt Segev doch auch immer wieder Belege für gegensätzliche Auffassungen. Den politischen Positionen Ben-Gurions eine Ungebrochenheit zu unterstellen, die in seiner Persönlichkeit zuvor so eindrucksvoll dekonstruiert wurde, kann daher nicht recht überzeugen.

Sehr schlüssig hingegen ist Segevs Argumentation in Bezug auf die Haltung Ben-Gurions zum Holocaust und zu dessen Opfern. Diese sei nicht als Indifferenz zu interpretieren, wie es die jüngere Forschung häufig tut, sondern viel eher als Ausdruck der Hilflosigkeit angesichts der Vernichtung. Sehr viel deutlicher wird dadurch auch, dass Ben-Gurion die Ermordung der Juden als einen Angriff auf den Zionismus verstand und die Gründung des Staates als eine Reaktion darauf. Viele der fragwürdigen Positionen Ben-Gurions, etwa seine instrumentalistische Haltung gegenüber den Immigranten aus Zentraleuropa und den arabischen Staaten, sind in diesem Zusammenhang zu verstehen.

Damit zeigt sich die Biographie Ben-Gurions dann doch als symptomatisch, nämlich für die Widersprüchlichkeit und die tragische Notwendigkeit des zionistischen Projekts. Eine kritische Analyse, wie sie Tom Segev in dieser Biographie vorlegt, ist die einzig angemessene Weise, die Errungenschaften dieses Projekts und seines wohl bedeutendsten Repräsentanten zu würdigen, ohne den Preis zu verleugnen, der dafür zu zahlen war.

Stefan Vogt

Frankfurt am Main

Geschichte eines Romans



Susanne Hantke

Schreiben und Tilgen. Bruno Apitz und die Entstehung des Buchenwald-Romans

»Nackt unter Wölfen«

Göttingen: Wallstein, 2018, 400 S., € 36,–

Bruno Apitz' Buchenwald-Roman *Nackt unter Wölfen* (1958) gilt gemeinhin als der einzige internationale Bestseller der DDR-Literatur. Ganz bestimmt ist er ein Roman, »der Geschichte schrieb« – nämlich die des Konzentrationslagers, wie die SED sie gerne präsentierte. In einer überaus präzisen Studie geht Susanne Hantke, die 2012 bereits eine Neuauflage des Romans editiert hat, dessen spannender Entstehungsgeschichte nach und kann eindrucksvoll zeigen, welche Hürden das Werk und sein Autor überwinden mussten, um schließlich zu einer Art »nachgereichtem Gründungsmythos der DDR« (Susanne zur Nieden) zu werden. Denn zuerst war der Stoff »von den Kulturoffiziellen des Landes [...] behindert worden« (S. 11): Apitz hatte als DEFA-Autor erfolglos einen Entwurf für einen Film eingereicht, in dessen Mittelpunkt die Rettung eines jüdischen Kindes durch den kommunistischen Lagerwiderstand stehen sollte. Die Ablehnung, der deutlich auch politische Gründe zugrunde lagen, verletzte den Schriftsteller und Buchenwald-Überlebenden so sehr, dass er »um 1954/55 anscheinend ohne Auftrag und ohne die geringste Aussicht auf eine Drucklegung« (ebd.) einen Roman mit gleicher Thematik zu schreiben begann.

Anders als es Apitz später behauptete, entstand dieser nicht in einem einzigen Arbeitsgang, sondern durchlief mehrere Phasen der intensiven Überarbeitung. Erst danach konnte er auch bedeutsam für eine neue, positivere Beurteilung der Rolle werden, die der kommunistische Lagerwiderstand spielte. »[F]ührende Buchenwalder Kommunisten, die in der SBZ/DDR zunächst ranghohe Ämter im Regierungs- und Verwaltungsapparat innehatten, waren [nämlich] bis Mitte der Fünfzigerjahre in parteiintern geführten Verfahren mit ihrer Überlebenserfahrung als Funktionshäftlinge im System der inneren Lagerverwaltung des KZ konfrontiert worden. Ihre langjährige Haft-erfahrung hatte sie der Kollaboration verdächtig gemacht« (S. 12). Natürlich war diese Skepsis gegenüber den überlebenden Genossen nicht nur eine Frage der Moral, sondern auch (oder vielleicht: vor allem) eine der Macht: Die aus dem Exil zurückgekehrte Gruppe um Walter Ulbricht versuchte durch die Diskreditierung der ehemaligen Häftlinge auch den eigenen Führungsanspruch zu sichern.

Susanne Hantke kann detailliert rekonstruieren, wie Apitz die anfängliche Skepsis bei den Repräsentanten des DDR-Kulturlebens

überwand. Fürchteten die Funktionäre anfangs noch, in einem solchen Roman könnten die Kommunisten letztlich als Opfer erscheinen, wo man doch siegreiche, zukunftsorientierte Helden in der Literatur wollte, wurde ihnen offenbar klar, wie sehr *Nackt unter Wölfen* sich – quasi als komplementär zur nationalen Mahn- und Gedenkstätte, die im Erscheinungsjahr des Romans eröffnet wurde – dazu eignen würde, eine heroische Version des Lagerwiderstandes zu erzählen, wie sie sich folgendermaßen zusammenfassen lässt: »Die Protagonisten sind humane Erretter eines von der Lager-SS bedrohten polnischen jüdischen Waisenkindes und zugleich Befreier aller Inhaftierten des Lagers. Die Übernahme von Posten innerhalb der Häftlingsverwaltung ist als wesentliche Voraussetzung und Bedingung erzählt, um gegen die SS gerichtete Handlungen organisieren und Menschenleben retten zu können.« (ebd.)

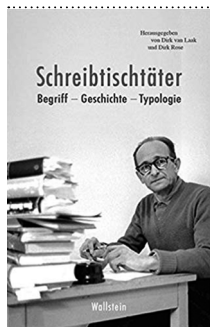
Es sollte jedoch einige Zeit dauern, bis Apitz die komplexe Erzählkonstruktion fand, die es ermöglichte, die Geschichte auf diese Weise darzustellen und auch die ethischen Konflikte der Widerständler offenzulegen. Ein wichtiger Meilenstein war zum Beispiel die erst in der dritten Teilfassung des Romans erfolgte Hinzufügung der zentralen Figur Herbert Bochow, der als Leiter des (konspirativen) Internationalen Lagerkomitees der Figur des Lagerältesten Walter Krämer kontrastierend zur Seite gestellt wurde. Aber auch Tilgungen beförderten letztlich das Erzählziel: So strich Apitz Passagen im Text, die die (unfreiwillige) Mitwirkung von (kommunistischen) Funktionshäftlingen an Tötungen schilderten.

Mit Hilfe akribischer editionsphilologischer Untersuchungen, die die Schreibprozesse vorbildlich erhellen, kann Susanne Hantke zeigen, wie Apitz, unter anderem mit Hilfe seines Lektors Martin Gregor-Dellin (Martin Gustav Schmidt), ein Narrativ entwickelte, das schließlich nicht nur die Zustimmung der »Hauptverwaltung Verlagswesen« beim Ministerium für Kultur und des »Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer« fand, sondern auch so stark geriet, dass es die Ereignisgeschichte partiell überdeckte. Aber: »Die zu DDR-Zeiten dominierende Rezeption des Romans als antifaschistische Heilsgeschichte entbehrte für Bruno Apitz nicht einer gewissen Tragik, denn der bittere Preis des Überlebens, die Erfahrung tragischer Verstrickungen kommunistischer Häftlinge und die Grenzen ihres Widerstandes in einem willkürlichen Terrorsystem, blieben in der Rezeption des Romans wie auch im öffentlichen Buchenwald-Gedächtnis ausgeblendet.« (S. 367)

Für eine zweite Auflage, die man der Studie nur wünschen kann, wäre zu überdenken, ob man sie geringfügig überarbeitet: Zum Beispiel werden manche Befunde dann doch zu oft wiederholt – hier würde eine Straffung sicher guttun und das Lesevergnügen weiter erhöhen. Solche Vorschläge sind aber nur Quisquilien zu einer imponierenden historiographischen und philologischen Studie.

Sascha Feuchert
Gießen

Geschichte eines Begriffs



Dirk van Laak, Dirk Rose (Hrsg.)

Schreibtischtäter:

Begriff – Geschichte – Typologie

Göttingen: Wallstein, 2018, 320 S.,

€ 24,90

Der Schreibtischtäter ist eng mit der Geschichte der Shoah verknüpft. Der Begriff tauchte erstmals im Umfeld des Eichmann-Prozesses auf, und seitdem gilt Eichmann auch als Prototyp des Schreibtischtäters. Heute versteht man unter Schreibtischtäter allgemein Bürokraten, die ohne innere Beteiligung und von ihrem Schreibtisch aus Verbrechen organisieren. Die strafrechtliche Ahndung ihrer Taten ist zumeist schwierig, da sie an den Gewalttaten nicht direkt beteiligt und in der Regel auch gar nicht am Ort des Verbrechens waren. Sie nutzen vielmehr die Organisationsstrukturen und Befehlshierarchien moderner Bürokratien und sind somit Bestandteil von Massenverbrechen, die mit einem Verfolgungsapparat arbeitsteilig durchgeführt werden. Damit sind Schreibtischtäter auch Ausdruck der Strukturbedingungen moderner Gesellschaften.

Der Sammelband von Dirk van Laak und Dirk Rose geht der Genese und den Ausprägungen des Begriffs wie des Phänomens nach. Zumeist wird der Begriff Hannah Arendt zugeschrieben, die ihn während des Eichmann-Prozesses 1961 in Jerusalem auf den Angeklagten gemünzt habe. Tatsächlich sprach Arendt in diesem Zusammenhang zwar von »Verwaltungsmassenmord«, den Begriff »Schreibtischtäter« benutzte sie hingegen nicht. Erst im Umfeld des ersten Auschwitz-Prozesses 1963–65 verwendete sie den Begriff »Schreibtischmörder«, der bereits seit dem Eichmann-Prozess im Umlauf war. Der Begriff »Schreibtischtäter« entstand ebenfalls in jenen Jahren, auch wenn sich der Urheber nicht exakt klären lässt.

Der Ursprung der Figur – nicht des Begriffs – des »Schreibtischtäters« liegt allerdings deutlich früher, nämlich im Umfeld der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse. Die alliierten Ankläger fragten bereits nach der juristischen Verantwortung des Machtapparats und strebten die Verurteilung von Personen an, die »in der friedlichen Stille ihrer Büros in den Ministerien« (S. 227) am Krieg teilgenommen hatten. In dieser Zeit wurde der »Schreibtischtäter« allerdings noch nicht als Ausdruck der Moderne verstanden, sondern im Gegenteil als Verräter an den Ideen und Werten der westlichen Zivilisation. Erst die frühe Totalismusdebatte führte dazu, diesen neuen Tätertyp als Phänomen moderner Staatlichkeit zu verstehen, und hieran hatte Hannah Arendt ganz wesentlichen Anteil. Und sie

ist letztlich auch die Verbindung zwischen der Totalismusdebatte und dem Eichmann-Prozess, in dessen Kontext sich die Metapher personalisierte und konkretisierte.

Die Deutschen waren für die Figur des Schreibtischtäters durchaus empfänglich, wie die zeitgenössischen Untersuchungen des Instituts für Sozialforschung zeigen, doch führte dies weniger zum Nachdenken über die breite Beteiligung an der Organisation der Shoah, sondern zur Exkulpation: Selbst Eichmann sei letztlich in einer ausweglosen Situation gewesen, da er seine Befehle ja habe ausführen müssen.

Seitdem hat der Begriff eine zweifelhafte Karriere gemacht. Er wurde zu einem Kampfbegriff im Kalten Krieg, in dem die SED der Bundesrepublik vorwarf, Schreibtischtäter in hohen staatlichen Funktionen zu halten, und ihr im Gegenzug vorgehalten wurde, als Schreibtischtäter den Schießbefehl an der Mauer zu verantworten. Heute wird der Begriff ebenso als Werbeslogan wie als selbstironische Witzfigur genutzt. Somit gibt es inzwischen vier Bedeutungsebenen: die klassische des NS-Täters, die denunziatorische in politischen Auseinandersetzungen, die allgemeine zur Kritik der Moderne und die verharmlosende im Alltagssprachegebrauch. Zu Recht beklagen die Herausgeber, dass der umfassende Bedeutungszuwachs zu einer zunehmenden Banalisierung des Begriffs geführt habe.

Während der begriffsgeschichtliche Zugang die banale Beliebtheit in der heutigen Verwendung des Begriffs offenlegt, tragen einzelne Beiträge des Bandes allerdings selbst zu dessen inflationärer Verwendung bei. So verweist die hohe Elitenkontinuität bei Architekten und Städteplanern nach 1945 nicht auf »urbanistische Schreibtischtäter« (S. 109), wenn man den ursprünglichen Sinn des »Schreibtischmörders« beibehält. Ebenso überzeugt es nicht, Journalisten, die nicht über ihnen bekannte Verbrechen berichten, als »Schreibmaschinentäter« zu bezeichnen. (S. 180) Und wenn der Umgang mit deutschen Vermögenswerten in der Schweiz nach 1945 als »Schreibtat« (S. 115) charakterisiert wird, haben wir es auch nicht mehr mit Tätern zu tun, die an einem Verbrechen beteiligt waren. Die Abgrenzung zwischen Schreibtischtätern und Bürokraten ist dann fließend. Das andere Ende der Beliebtheit wird erreicht, wenn wiederum Franz Stangl, Lagerkommandant von Sobibór und Treblinka, in dem Band ebenso als »Schreibtischtäter« firmiert.

Auch wenn man nicht unbedingt in allem folgen mag, so ist es zweifellos ein Verdienst des Bandes, den Begriff, das historische Phänomen und seine Spielarten in allen Schattierungen auszuleuchten. Er zeigt sowohl die Potentiale von Begriffsgeschichte als auch einer interdisziplinären Annäherung an ein nicht immer klar umrissenes Phänomen.

Jörg Ganzenmüller
Weimar/Jena

»Gedächtnismélange«



Katrin Hammerstein

*Gemeinsame Vergangenheit –
getrennte Erinnerung?*

*Der Nationalsozialismus in Gedächtnis-
diskursen und Identitätskonstruktionen
von Bundesrepublik Deutschland,
DDR und Österreich*

Göttingen: Wallstein, 2017, 591 S., € 49,90

Heute steht außer Zweifel, dass die Menschen in den aus der Konkursmasse des »Dritten Reichs« hervorgegangenen Staaten – die Bundesrepublik Deutschland, die DDR und Österreich – eine gemeinsame, wenn auch unterschiedlich erlebte Vergangenheit hatten. Die Erinnerungsdiskurse und Identitätskonstruktionen der drei Staaten machen aber deutlich, wie weit der Weg dorthin war. In der ostdeutschen Diktatur verfestigte sich der verordnete Antifaschismus zum »Mythos«, selbiges galt für den Opferstatus im demokratischen Österreich. Die Bundesrepublik hatte keinen vergleichbaren Gründungsmythos, und die ursprünglich von allen drei Staaten vermiedene Auseinandersetzung mit der Frage der Schuld setzte früher ein. In Österreich und der DDR wurde sie zeitversetzt nachvollzogen. Der Soziologe M. Rainer Lepsius sprach Ende der 1980er Jahre von der Internalisierung des Nationalsozialismus durch die Bundesrepublik, seiner Externalisierung durch Österreich und der Universalisierung durch die DDR.¹ Ein solches Modell ist jedoch zu statisch, wie Katrin Hammerstein in ihrer akribisch recherchierten Dissertation überzeugend darlegt. Auch wenn der generelle Befund zu Entwicklung und Wandel von Erinnerung und Gedenken in den drei Staaten nicht grundsätzlich revidiert wird, macht die »vergleichend-integrative« Perspektive der Autorin das Prozesshafte und die asymmetrische Verflochtenheit der Transformationen deutlich.

Die Geschichtsbilder der »schuldigen Opfer« (S. 134) waren von Anfang an aufeinander bezogen. Während die DDR lange auf Abgrenzung setzte, wurde die Bundesrepublik für Österreich ab Ende der 1970er Jahre sukzessive zum »Orientierungsmaßstab« (S. 166) – so anlässlich der Ausstrahlung der amerikanischen TV-Serie HOLOCAUST im Jahr 1979. Das Gedenken anlässlich der in den 1980er Jahren anstehenden Jahrestage führte ausgehend von der

Bundesrepublik zu intensiven Diskussionen, die durch Affären und Skandale befeuert wurden und zunehmend transnationalen Charakter annahmen. Die westdeutsche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit wurde in Österreich und in der DDR nicht nur perzipiert und kommentiert, sondern gab auch Anstöße zur Selbstreflexion.

Wie sehr die Geschichtsbilder zur Diskussion standen, zeigte sich im »Debattenjahr« 1986 (S. 275), das vom »Historikerstreit«, der »Erdmann-Kontroverse« und der »Waldheim-Affäre« geprägt war. Zwischen Österreich und der Bundesrepublik wurde nun ein »transnationaler Deutungs- und Erinnerungskonflikt« ausgetragen. Die Genugtuung über das offene Aufbrechen des österreichischen Opfermythos stand in Wechselwirkung mit den Debatten im eigenen Land. Das prominenteste Beispiel für den »Transfer von Erinnerung« stellt die Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985 dar, die in Österreich »zum direkten Vorbild hinsichtlich eines angemessenen Umgangs mit dem Nationalsozialismus« wurde (S. 337).

Die Auseinandersetzung um Bundespräsident Kurt Waldheim wurde zum Katalysator für die Erneuerung des offiziellen österreichischen Geschichtsbildes, in dem die für das Land bestehen bleibende Opferthese um das Eingeständnis der Taten seiner Bevölkerung ergänzt wurde. Symbolisiert wird der Abschluss dieses Wandels durch zwei Reden, die Bundeskanzler Franz Vranitzky 1991 im Nationalrat und 1993 in Jerusalem hielt, auch wenn diese – wie Hammerstein zu Recht anmerkt – nicht über das von Waldheim bereits 1988 Gesagte hinausgingen. Das von der Regierung ausgerufene »Bedenkjahr« 1988 stand gemäß dieser Neuausrichtung sowohl im Zeichen der Verantwortung als auch des »Anschlussgedenkens«.

Hatte sich die DDR im »Debattenjahr« 1986 merklich zurückgehalten, so wurde 1988 auch dort anhand einer deutlichen Erweiterung des Gedenkens an die Opfer der Novemberpogrome der von außen angestoßene beginnende Wandel erkennbar. Die erste frei gewählte Volkskammer legte 1990 noch vor Österreich ein Schuldbekenntnis ab. Transnationale Erinnerungsaktivitäten und gemeinsam begangenes Gedenken machten 1988 zum Jahr der »connected memories«, in dem die NS-Vergangenheit in allen drei »Nachfolgestaaten des ›Großdeutschen Reichs‹« erstmals »auch als gemeinsame Geschichte wahrgenommen wurde« (S. 298). Trotz weiter bestehender nationalstaatlicher Unterschiede wich daraufhin die Abgrenzung von der Geschichte des Nationalsozialismus der Aneignung, bei der die Bundesrepublik »als Vorbild und transnationaler Maßstab« (S. 429) fungiert hatte.

Hammersteins Analyse transnationaler Wechselwirkungen und Transfers auf dem Weg von der »getrennten Erinnerung« zur heutigen »Gedächtnismélange« stellt einen gewichtigen Beitrag zur »Verflochtenheit« (deutsch-)deutscher und österreichischer Geschichte dar.

Maximilian Graf
Florenz

¹ M. Rainer Lepsius, »Das Erbe des Nationalsozialismus und die politische Kultur der Nachfolgestaaten des ›Großdeutschen Reiches‹«, in: ders. (Hrsg.), *Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze*, Göttingen 1993, S. 229–245.

»Krieg« der Erinnerungen in Litauen?



Ekaterina Makhotina

*Erinnerungen an den Krieg –
Krieg der Erinnerungen.*

Litauen und der Zweite Weltkrieg

Schnittstellen. Studien zum östlichen
und südöstlichen Europa, Band 4.

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,
2016, 478 S., € 90,–

Ekaterina Makhotina hat eine hochinteressante Dissertation vorgelegt, die 2017 mit dem Preis der Peregrinus-Stiftung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet wurde. Der Titel mit seiner dreimaligen Erwähnung von »Krieg« führt allerdings in die Irre, denn das Thema ihrer Studie sind die unterschiedlichen Erinnerungskulturen, die die Geschichtspolitik in Litauen seit 1945 prägten. Bei aller Heftigkeit der Auseinandersetzungen, von einem »Krieg« der Erinnerung zu sprechen führt zu weit. Makhotina selbst schreibt denn auch von Konflikten und Aushandlungsprozessen, nicht von Kriegen.

Sie geht von der Existenz mehrerer Erinnerungsgemeinschaften im heutigen Litauen aus und zeichnet die Vergangenheitsbilder dieser miteinander in Konflikt stehenden Gemeinschaften nach. Methodisch ist hervorzuheben, dass Makhotina nicht nur Diskursanalyse im engeren Sinne betreibt, sondern Akteure, Museen und Denkmäler sowie die diese begleitenden Rituale einbezieht, und zwar in Staat und Gesellschaft. Sie fragt somit auch nach den sozialen Praktiken sowie den Spannungen zwischen offizieller Repräsentation und kommunikativer Erinnerung der Erfahrungsgeneration. Wie wurde und wird das offiziell erwünschte Geschichtsbild rezipiert? Nicht das statisch und homogen verstandene »kollektive Gedächtnis« oder stereotype »Identitäten« werden hier als Begriffe verwandt, sondern dynamische Begriffe von »Erinnerung« und »Erinnerungskulturen«. Makhotina folgt damit plausiblerweise dem von Astrid Erll vorgeschlagenen Modell: Die Medien der Erinnerungskultur (Denkmale, Museen, Praktiken) werden mit der sozialen Dimension (Institutionen, Akteuren) in Verbindung gesetzt und von den mentalen Dispositionen (Werten, Geschichtsbildern) eingerahmt. Makhotina wertete eine enorme Fülle an Quellen und Sekundärliteratur aus, vor allem in russischer, litauischer und deutscher Sprache. Schon diese Vielsprachigkeit ist keineswegs selbstverständlich. Ihre Studie ist nach Barbara Christopes Arbeit von 1997 *Staat versus Identität. Zur Konstruktion von »Nation« und »nationalem Interesse« in den litauischen Transformationsdiskursen von 1987 bis 1995* die erste weiterführende deutsche Monographie zum Thema.

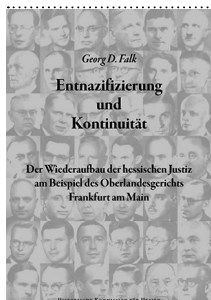
Die möglichst genaue Analyse des sowjetischen Narrativs in den ersten drei Kapiteln bis zum Ende der 1980er Jahre stellt die zwingende Voraussetzung für ein Verständnis der Entwicklungen im unabhängigen Litauen dar. Anders blieben sowohl die Brüche nach 1990 unverständlich als auch die Kontinuitäten verborgen, die für den »westlichen« Blick häufig verwirrend sein mögen, denn manche Formen der Heroisierung und Viktimisierung und auch der emotionalisierenden Ästhetik vor und nach 1990 unterscheiden sich kaum. Makhotina arbeitet klar heraus, dass die Kenntnis der jeweiligen Vorgeschichte unerlässlich ist, sie nennt das im Anschluss an Jeffrey Olick »path dependency«. Ein klarer Unterschied zur sowjetischen Zeit liegt in der heutigen Pluralität, der Vielstimmigkeit, denn die Individualisierungsprozesse in den Erinnerungskulturen haben stark zugenommen. Makhotina konzentriert sich in den übrigen vier Kapiteln auf unterschiedliche Aspekte der nationalen litauischen Narrative, den jüdischen sowie den sogenannten »universellen« Diskurs des Holocaust-Gedenkens und schließlich den russischen Erinnerungsdiskurs. Ihre konzeptionellen und methodischen Ansätze führen dazu, dass die Studie in vieler Hinsicht empirisch gesättigt erscheint, viel Neues enthält und zahlreiche Fragen aufwirft.

Die heutigen erinnerungskulturellen Diskussionen in Litauen wie in jenen Gesellschaften, die zuvor dem sowjetischen Machtbereich angehörten, sind ideologisch und emotional sehr aufgeladen. Die Lektüre dieser Studie hilft zu verstehen, warum dem so ist. Zum Beispiel wird der litauische antisowjetische Partisanenkampf ab 1945 bis weit in die 1950er Jahre hinein heute besonders intensiv hervorgehoben. Makhotina überlegt in inspirierender Weise, ob das zugleich als Mittel zu verstehen sei, die Schmach des 1940 nicht vorhandenen antisowjetischen Widerstandes zu tilgen. Sie weist zu Recht darauf hin, dass über die Brüche hinweg in der Geschichtspolitik die Methoden der Exklusion, Konfrontation und des organisierten Vergessens zur Anwendung kamen, um an den Selbstbildern der Viktimisierung und Heroisierung festzuhalten.

Die zentrale Herausforderung der Erinnerungskulturen in Litauen liegt nach wie vor darin, ein kritisches und vielstimmiges Verhältnis zur eigenen Geschichte zu akzeptieren, einschließlich der schmerzhaften und unangenehmen Seiten. Dem steht ein ethnisches, exklusives Verständnis von Nation entgegen. Geschichtspolitik wird immer wieder als Ressource für eine defensive Identitätspolitik verstanden. Zugleich gibt es aber glücklicherweise in Staat und Gesellschaft Gruppen und Einzelne, die verstanden haben, dass nur ein offenes und inklusives Verhältnis zur Geschichte die Grundlage von Demokratie sein kann.

Christoph Dieckmann
Bern

Gelungene Entnazifizierung in Hessen



Georg D. Falk

Entnazifizierung und Kontinuität.

*Der Wiederaufbau der hessischen Justiz
am Beispiel des Oberlandesgerichts
Frankfurt am Main*

Marburg: Historische Kommission für
Hessen, 2017, 531 S., € 35,–

Georg D. Falk, bis 2014 Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht (OLG) in Frankfurt am Main, hat in jahrelanger Recherche die Geschichte seiner Behörde nach 1945, insbesondere die Einstellungspraxis von Richtern, erforscht. Weil er bestens vertraut ist mit dem Justizapparat, den üblichen Abläufen von Einstellungen und Beförderungen, Dienstverteilungsplänen und den Spielräumen richterlichen Handelns, kann Falk Urteile aus der NS-Zeit auch fachlich beurteilen. Er macht es sich nicht leicht mit der Einschätzung, wer für seine Untersuchung als rassistisch bzw. politisch verfolgt, wer als nicht-belastet und wer als belastet zu zählen hat. Die bloße NSDAP-Zugehörigkeit ist ihm dabei genauso wenig ein eindeutiges Kriterium wie die verwirklichte oder verhinderte Karriere innerhalb der Justiz. Wer allerdings an Strafkammern oder Sondergerichten Dienst getan hatte, wird nach NS-Recht an Todesurteilen mitgewirkt haben. Diese Indizien wurden von Falk mit einzelnen richterlichen Entscheidungen in Zusammenhang gebracht, bei denen nicht immer der Wortlaut der Begründungen zum wichtigsten Bewertungskriterium gehörte, sondern die Auswirkungen auf das Leben und Wohl des Einzelnen. Eine solche Analyse wird der Realität im NS-Staat wohl eher gerecht als rein formale Kriterien. Falks Institutionengeschichte ist in weiten Teilen eine Zusammenstellung von Biographien, die sich hervorragend als Nachschlagewerk eignet. Insgesamt hat er 114 Richter, die zeitweise am OLG tätig waren, untersucht. Er konzentriert sich auf den Zeitraum 1946–1949 sowie auf die Jahre 1953 und 1960.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit stand die Einstellungspraxis unter dem Vorzeichen der Entnazifizierung und war durch die amerikanische Militärverwaltung kontrolliert. Falk zeigt, dass das hessische Justizministerium in dieser Zeit eine rigorose Einstellungspolitik betrieb. In vielen Fällen suchte es zusätzlich zur Abfrage beim Ministerium für die Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus aktiv nach Urteilen aus der NS-Zeit, um die Bewerber zu überprüfen. Darüber hinaus warb Justizminister Georg August Zinn bei exilierten Juristen aus Hessen um Rückkehr. Bedenkenlos wieder eingestellt wurden alle mit Berufsverbot Belegten, Emigranten, Inhaftierten und im Amt Diskriminierten. Falk konnte ermitteln, dass

sogenannte Mitläufer zunächst zur Bewährung in Eingangsämtern Dienst taten und erst mit Verzögerung im Zuge von Beförderungen auch im OLG zum Einsatz kamen. Hessen war in seiner konsequenten Entnazifizierung der Justiz untypisch. Waren 1948 in den westlichen Besatzungszonen 90 Prozent der 1945 im Amt befindlichen Richter wieder eingestellt worden, waren dies am OLG Frankfurt nur 37, in ganz Hessen etwa 49 Prozent. Falk erklärt dies auch mit dem besonderen Ahndungswillen des hessischen Justizministers und späteren Ministerpräsidenten Zinn und dessen Umfeld.

Nach dem Ende der Entnazifizierung gelangten wieder verstärkt Richter ans OLG, die in der NS-Zeit tätig und von denen viele auch an Sondergerichten eingesetzt gewesen waren. Entgegen seiner Vermutung konnte Falk für das Jahr 1953 ermitteln, dass es nicht die Rückkehr von Personen nach dem 1951 in Kraft getretenen »Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der unter Artikel 131 des Grundgesetzes fallenden Personen« war, sondern das Aufrücken von NS-Richtern aus den Eingangsämtern, das sich hier auswirkte.

Für den Untersuchungszeitpunkt 1960 konstatiert Falk – nach der von der DDR initiierten »Blutrichterkampagne« – zwar keinen eklatanten Anstieg von belasteten Neueinstellungen mehr, jedoch war mit den nachgerückten Richtern und der Einstellung derer, die im NS-Staat zwar Examen gemacht, aber kaum noch Berufserfahrung erworben hatten, das Verhältnis zu Lasten der verfolgten oder unbelasteten Richter wiederum verschoben. Demnach waren 1960 insgesamt 61 Prozent der Richter am OLG bereits im NS-Staat Richter gewesen. Auch sei die Intensität der Belastung durch gravierende Unrechtsurteile gestiegen. Die »Blutrichterkampagne« hatte dennoch spürbare Folgen: 1960 wurden im hessischen Justizministerium sämtliche Akten von hessischen Sondergerichten ausgewertet. Daraus ergaben sich Indizien, die zur Einleitung zahlreicher Ermittlungsverfahren gegen beamtete Richter führten. Auffällig ist, dass die meisten bereits 1961 durch den hessischen Generalstaatsanwalt wieder eingestellt wurden, weil eine bewusste Rechtsbeugung nicht nachzuweisen war. Trotz der Einstellung der Verfahren verabschiedeten sich viele der Betroffenen kurz danach in den vorzeitigen Ruhestand. Es scheint, als habe die Aufforderung des hessischen Justizministeriums zur »Selbstreinigung«, wie Fritz Bauer das nannte, in einem begrenzten Rahmen doch funktioniert.

Falk resümiert, dass in Hessen die bewusste Personalpolitik der ersten Stunde den Erfolg der Entnazifizierung der Justiz herbeigeführt hatte – etwa auch im Unterschied zum Bundesministerium der Justiz, wo die personelle Kontinuität zur NS-Zeit sehenden Auges in Kauf genommen wurde.

Katharina Rauschenberger

Fritz Bauer Institut

Die Justiz und der Judenmord



Hans-Christian Jasch, Wolf Kaiser
Der Holocaust vor deutschen Gerichten.
Amnestieren – Verdrängen – Bestrafen
Stuttgart: Reclam 2017, 263 S., € 20,–

Die Arbeit von Hans-Christian Jasch und Wolf Kaiser widmet sich in komprimierter Form der strafrechtlichen Aufarbeitung der Vernichtung der Juden Europas. Obwohl der justizielle Umgang mit der NS-Vergangenheit vielfach thematisiert wurde, ist die Perspektive der Autoren insofern neu, als sie sich ausschließlich auf den Holocaust fokussieren. Die chronologisch aufgebaute Studie konzentriert sich dabei nicht auf die bekannten Problemfelder, sondern untersucht die Arbeit der Justiz orientiert an dem Konzept der »transitional justice«, wonach Vergangenheitsaufarbeitung unter folgenden Gesichtspunkten bewertet wird: das Recht auf Wissen, das Recht auf Gerechtigkeit, das Recht auf Entschädigung und die Garantie der Nichtwiederholung vergleichbarer Massenverbrechen.

Die in fünf Abschnitte gegliederte Studie untersucht zunächst die Behandlung der Holocaustverbrechen vor alliierten Gerichten. In mehreren Unterkapiteln wird die juristische Situation im besiegten Deutschland und die nur untergeordnete Behandlung des Holocaust in den Nürnberger Prozessen erläutert, die dort ein »holzschnittartiges« Bild des Judenmords entstehen ließ. Diese intentionalistische, monokausale Interpretation prägte die deutsche Rechtsprechung später dauerhaft, etwa mit der »Gehilfenrechtsprechung«, der Dämonisierung der Täter sowie einer »reduktionistischen Geschichtsinterpretation«, die zur Exkulpation ganzer Tätergruppen führte.

Anschließend betrachten die Autoren, wie Holocaustverbrechen vor Gerichten in den Besatzungszonen und nach der Gründung der beiden deutschen Staaten bis 1958 behandelt wurden. Anhand von Fallstudien werden Besonderheiten der damaligen Rechtsprechung erläutert. In einer Zwischenbilanz gehen die Autoren der Frage nach, warum nur so wenige Verfahren zustande kamen, obwohl die »Täter noch unter uns waren«. Hieran schließt sich ein Kapitel über die sogenannten großen Verfahren an, beginnend mit dem Ulmer Einsatzgruppenprozess 1958, der zur Einrichtung der Zentralen Stelle in Ludwigsburg führte, bis hin zu den Vernichtungslager-Prozessen einschließlich der Frankfurter Auschwitz-Verfahren.

Im vierten Kapitel untersuchen die Autoren die Verfahren in den 1980er Jahren und legen hierbei besonderes Augenmerk auf die Instrumentalisierung der Strafverfolgung des Judenmords durch das

Ministerium für Staatssicherheit in der DDR und das sich quälend lang hinziehende Majdanek-Verfahren in Düsseldorf. Das abschließende Kapitel befasst sich mit den Verfahren gegen Ivan Demjanjuk und Oskar Gröning. Hervorzuheben ist die erhellende Verknüpfung des Demjanjuk-Verfahrens mit dem Urteil im ersten Sobibor-Prozess von 1951, das jede Tätigkeit in einem Vernichtungslager als relevante Beihilfehandlung einstufte. Das Recht wurde durch das Urteil des Landgerichts München 2011 vom Kopf wieder auf die Füße gestellt.

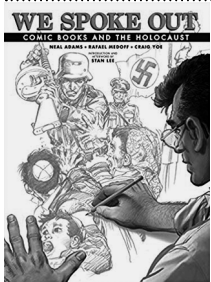
Etwas überraschend mutet die Behauptung der Autoren bei der Besprechung des Urteils des Landgerichts Lüneburg gegen Gröning an, wonach es der Terroranschläge vom 11. September 2001 bedurft habe, um die deutschen Gerichte zu einer Änderung ihrer Rechtsprechung zu bewegen (S. 195). Bedauerlicherweise haben Jasch und Kaiser die Revisionsentscheidung vom 20. September 2016 nicht mehr berücksichtigt. In seiner Urteilsbegründung führte der Bundesgerichtshof (BGH) aus, dass Voraussetzung der »Ungarn-Aktion« ein »organisierter Tötungsapparat« gewesen sei. »Nur weil ihnen eine derart strukturierte und organisierte »industrielle Tötungsmaschine« mit willigen und gehorsamen Untergebenen zur Verfügung stand, waren die nationalsozialistischen Machthaber überhaupt in der Lage, die »Ungarn-Aktion« anzuordnen. Gröning sei Teil dieses personellen Apparates und der »Drohkulisse« gewesen, indem er Widerstand oder Fluchtversuche der ankommenden Menschen verhindern sollte«. Ferner betonte der BGH unter Bezugnahme auf die 1969 gegen den Auschwitz-Arzt Willi Schatz formulierten Grundsätze, dass Gröning nicht nur »irgendwie« in Auschwitz tätig gewesen sei. Man habe vielmehr konkrete Handlungen mit Bezug zu den Morden in Auschwitz festgestellt.

Abschließend ziehen die Autoren eine kritische Bilanz der »Streichelstrafen für Mördernazis« im Hinblick auf die eingeleiteten Ermittlungsverfahren und die erfolgten Verurteilungen. Sie kommen zu dem Schluss, dass Gesellschaft und Justiz in beiden deutschen Staaten der Verdrängung Vorschub geleistet haben und dass mit Hilfe des Gesetzgebers ganze Tätergruppen amnestiert wurden, während man sich bei der Bestrafung auf die »Exzesstäter« konzentriert habe. Dieses Vorgehen sei jedoch für weite Teile der Öffentlichkeit und auch die Justiz ein akzeptabler »versöhnender« Weg gewesen. Eine Aufarbeitung der NS-Verbrechen »durch Wissen« sei der Justiz als »Lehrmeister der Nation« gelungen.

Das Buch ist in seinem Zusammenschchnitt von erklärender Darstellung und konkreten Fallbeispielen ein gelungener Beitrag zur Justizgeschichte. Leider blieb in dem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis die englischsprachige Literatur unberücksichtigt.

Kirsten Goetze
Karlsruhe

Gesammelte Comics zur Shoah



**Neal Adams, Rafael Medoff,
Craig Yoe (Hrsg.)**

We Spoke Out.

Comic Books and the Holocaust

San Diego: IDW Publishing, 2018, 280 S.,
€ 41,64

Um eine wichtige Akteurin des alliierten Widerstands zu befreien, lässt sich der Comic-Held The Unknown Soldier in das fiktive Konzentrationslager »Totentanz« bringen. Die Ankündigung eines Besuchs von Adolf Eichmann nutzt der Protagonist, ein Meister der Maskierung, um die Widerstandskämpferin zu befreien und mit ihr in einem Schlauchboot zu entkommen. Ein solch abenteuerlicher Handlungsverlauf ist typisch für die vorliegende Textsammlung, bestehend aus 18 Comic-Geschichten, die sich mit dem Holocaust auseinandersetzen. Die Länge variiert zwischen 4 und 25 Seiten. Die Herausgeber geben einen Einblick in den Facettenreichtum der Darstellung deutscher Verbrechen im Comic vor dem Erscheinen des ersten Teils von Art Spiegelmans *Maus* im Jahre 1986. Es handelt sich hier um die erste Zusammenstellung kürzerer Comics mit Bezug zum Holocaust. Bekannte Comic-Helden wie Batman, Captain America oder die X-Men werden ebenso präsentiert wie Geschichten aus eher kurzlebigen Reihen. Dominierende Genres sind Superhelden-, Horror-, Kriegs- und Abenteuercomics.

Mit einer Ausnahme hält sich die Reihenfolge der Geschichten im Buch an das Datum der Erstveröffentlichung. Um der herausragenden Geschichte »Master Race« aus dem Jahr 1955 mehr Gewicht zu verleihen, wurde sie an den Anfang der Sammlung gestellt, wenngleich drei Geschichten folgen, die früher publiziert wurden. Mit der Aufnahme der Geschichte »The Last Outrage« in den Sammelband gibt es einen weiteren konzeptionellen Bruch. Dieser Comic wurde 2008 in der Mini-Serie *X-Men: Magneto Testament* erstveröffentlicht, also lange nach Spiegelmans *Maus*. Mit Medoff und Adams waren jedoch zwei der Herausgeber des vorliegenden Bandes maßgeblich an der Entstehung der Geschichte beteiligt. »The Last Outrage« porträtiert die Cartoonistin und Auschwitzüberlebende Dina Babbitt. Der Comic entstand in Zusammenhang mit einer Kampagne, in der von der Gedenkstätte in Auschwitz gefordert wurde, Babbitt die Porträts zurückzuerstatten, die sie während ihrer Inhaftierung unter dem Zwang der SS von anderen Häftlingen anfertigen musste.

Den Comics vorangestellt ist jeweils eine knappe Einleitung, die den Entstehungskontext und biographische Hintergründe zu den Künstlerinnen und Künstlern erläutert. Die Geschichte »Desert Fox«

beispielsweise, in der es um die Brechung des »Mythos Rommel« geht, wird in den Kontext öffentlicher Diskurse um Rommel in den späten 1940er und frühen 1950er Jahren gestellt. Neben solchen kontextuellen Informationen wird aber auch der jeweilige historische Rahmen beschrieben, ergänzt oder korrigiert. Quellenangaben werden in diesen kurzen Texten inkonsistent und eher sparsam angeführt. Es kommen immer wieder auch Autorinnen und Autoren sowie Künstlerinnen und Künstler zu Wort, die an der Entstehung der Geschichten beteiligt waren. Hierfür wurden exklusive Interviews geführt. Die Herausgeber betonen wiederholt, dass die Comics ein wichtiger Beitrag zur Information und Aufklärung amerikanischer Jugendlicher waren. Kritisch zu fragen wäre allerdings, ob das Material nicht auch dazu geeignet war, die Geschehnisse während des Nationalsozialismus zu trivialisieren und zu entkontextualisieren.

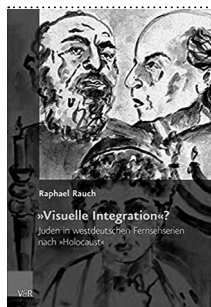
Die Auswahlkriterien für die Aufnahme der einzelnen Geschichten sind insgesamt nicht transparent. Zwar sind einige der bekanntesten Comic-Geschichten enthalten, die sich vor den 1980er Jahren bereits mit NS-Verbrechen auseinandersetzten. Es gibt allerdings einen viel größeren Textkorpus, aus dem man hätte auswählen können. Der vorliegende Band erweckt gerade auch durch die Paratexte den unzutreffenden Eindruck, dass es sich hier um eine vollständige Sammlung aller US-amerikanischen Comics vor *Maus* handelt. Zudem: Entgegen der Behauptung, dass die 1971 erschienene Geschichte »Totentanz« Joe Kuberts erste Auseinandersetzung mit dem Holocaust sei (S. 119), befasste dieser sich bereits 1946 in »The Golem« mit der Vernichtung der Jüdinnen und Juden in Prag. Diese bemerkenswerte Geschichte fehlt leider im vorliegenden Buch.

Die Auswahl der Comics besticht jedoch durch ihren Facettenreichtum und die Zusammenführung verschiedener Genres und unterschiedlicher Stile. Besonders zu betonen ist die hervorragende Qualität der meisten Scans. Gerade bei Sammlungen älterer Comics ist dies nicht immer selbstverständlich. Die Herausgeber verwenden die Kolorierung der Originalausgaben und greifen nicht auf die – zumindest teilweise – vorhandenen Nachdrucke zurück. Hier dürfte sich die Beteiligung von Comic-Künstlern ausgezahlt haben, die gute Kontakte zu den beiden großen US-amerikanischen Comic-Verlagen DC und Marvel besitzen und teilweise selbst an den Geschichten beteiligt waren.

We Spoke Out ist eine sehr gelungene Zusammenstellung bisher kaum bekannter und kaum beforschter Comics über die nationalsozialistischen Verbrechen. Die Comics sind dazu geeignet, den Blick auf frühe Erinnerungsdiskurse innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft zu differenzieren und um eine bisher meist ignorierte Kunstform zu bereichern.

Markus Streb
Gießen

»Jüdische Figuren«



Raphael Rauch

»Visuelle Integration? Juden in westdeutschen Fernsehserien nach Holocaust«

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018, 458 S., € 64,99

Die Ausstrahlung der TV-Serie HOLOCAUST im deutschen Fernsehen im Januar 1979 war ein »Medienereignis«. Die starke Zuschauerresonanz bildete auch den Anstoß dafür, dass westdeutsche Fernsehmacher – oft in direktem Bezug zu der viel kritisierten US-Produktion – begannen, sich ihrerseits mit dem Thema des Judenmords zu befassen. In seiner Dissertationsschrift untersucht Raphael Rauch, wie Juden »nach HOLOCAUST« im westdeutschen Fernsehen, genauer gesagt: in sechs TV-Serien, dargestellt wurden. Die 1980er Jahre fasst er dabei als Transformationszeit der Mediengesellschaft und als Scharnierjahrzehnt im Umgang mit der NS-Vergangenheit auf. Auch für die Juden in der Bundesrepublik bildeten die 1980er Jahre eine entscheidende Umbruchszeit. Rauch stützt sich nicht nur auf Archivquellen, sondern hat zudem über 50 »Expertengespräche« geführt, die die »desolate Überlieferungssituation« (S. 407) ausgleichen sollen.

Zunächst geht es um eine letztlich nicht realisierte Verfilmung von Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* (1977), ein Gesellschaftspanorama des mittleren 19. Jahrhunderts. Einige Jahre vor HOLOCAUST handelte die öffentlich geführte Debatte über dieses Projekt vor allem vom Problem einer eindeutig negativ gezeichneten jüdischen Hauptfigur. Weil Rainer Werner Fassbinder als Regisseur für das Filmprojekt vorgesehen war, interpretiert Rauch den Streit als eine weitere, frühe Fassbinder-Kontroverse.

Mit Blick auf HOLOCAUST zeichnet er vor allem detailliert die redaktionsinternen Entscheidungsprozesse vor der Ausstrahlung nach, um in einem dritten Kapitel die Serie EIN STÜCK HIMMEL (1982) zu behandeln. Diese basierte auf der Autobiographie Janina Davids, einem jüdischen Mädchen aus Polen, das das Warschauer Ghetto überlebte. Wesentlich zurückhaltender inszeniert als HOLOCAUST, wurde EIN STÜCK HIMMEL in der deutschen Presse (mit Ausnahme der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung*) sehr gut besprochen. Auch Edgar Reitz' elfteilige Reihe HEIMAT (1984) war ein Gegenentwurf zu HOLOCAUST, wurde allerdings schon zeitgenössisch als revisionistisch kritisiert, weil in der »deutschen Chronik« des Hunsrückdorfes Schabbach der Judenmord kaum thematisiert wurde. Rauch zeigt nun, dass jüdische Figuren in HEIMAT durchaus vorkamen und der Holocaust keineswegs ausgeblendet wurde.

Die Vorabendserie LEVIN UND GUTMAN (1985), die von dem britischen Fernsehspiel BAR MITZVAH BOY (1976) inspiriert war, zeigte erstmals jüdisches Leben in der Nachkriegszeit. Produzent Artur Brauner und Regisseur Peter Deutsch – beide waren Holocaust-Überlebende – strebten an, ein möglichst differenziertes Bild der Juden in der Bundesrepublik zu präsentieren. In einer Folge seiner in München spielenden Serie KIR ROYAL (1986) dagegen zeichnete Helmut Dietl, der seit den 1970er Jahren wiederholt daran gescheitert war, jüdische Themen und Figuren prominent auf den Bildschirm zu bringen, satirisch die Gegenwärtigkeit der NS-Vergangenheit in der »Hauptstadt der Bewegung« nach.

Raphael Rauch versteht seine Arbeit als »Grundlagenforschung, die in akribischer und umfangreicher Archivrecherche Material zugänglich [...] macht« (S. 407). Tatsächlich hat er eine Fülle von interessanten Details zusammengetragen, wie etwa die Debatte über die Besetzung der Hauptrolle in EIN STÜCK HIMMEL, die um die Frage kreiste, ob und wie »jüdisch« die junge Darstellerin aussehen müsste. Anders als der Buchtitel vermuten lässt, geht es über weite Strecken auch keineswegs nur um die Frage, wie jüdische Protagonisten in den TV-Produktionen gezeigt wurden. Rauch verfolgt detailliert, wie die einzelnen Produktionen zustande kamen, diskutiert den Stellenwert der Einschaltquoten (bis zur Recherche der Wetterlage im Ausstrahlungszeitraum von HOLOCAUST) und präsentiert die Zuschauer- und Pressereaktionen.

Die sechs Fallstudien stehen eher für sich, als dass sie sich zu einer durchgehenden Analyse verbinden – nicht zuletzt, weil die betrachteten Serien so verschieden konzipiert sind und ganz unterschiedliche »jüdische Figuren« vom 19. Jahrhundert bis in die 1980er Jahre präsentieren. Rauchs Leitfrage, ob eine verstärkte Bildschirmpräsenz von Juden zu deren »visueller Integration« in die westdeutsche Gesellschaft führte, ist daher kaum zu beantworten. Weil der Untersuchungszeitraum 1986 endet, kommen auch mögliche Veränderungen nicht mehr in den Blick, die nach den Kontroversen um den Besuch von Bundeskanzler Kohl mit US-Präsident Reagan in Bitburg und um Fassbinders Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod* in Frankfurt zu konstatieren sein könnten. Rauch bilanziert, dass jüdische Figuren in den 1980er Jahren zwar verstärkt in Fernsehserien auftauchten und die Grenzen des Sagbaren sich verschoben, es aber auch »Beharrungskräfte« gab. Der Judenmord wurde nach wie vor nur sehr vorsichtig dargestellt, und jüdische Figuren blieben »exotisch« (S. 410). Die Serien bildeten in diesem Sinne die »Aushandlungsprozesse um eine neue nationale Selbstverortung« ab (S. 411).

Tobias Freimüller
Fritz Bauer Institut

Figuren jüdischer Gegenwart



Lea Wohl von Haselberg

Und nach dem Holocaust?

Jüdische Spielfilmfiguren im (west-) deutschen Film und Fernsehen nach 1945

Berlin: Neofelis, 2016, 424 S., € 28,-

Für ihre Studie zu jüdischen Figuren im westdeutschen Spielfilm hat Lea Wohl von Haselberg über 150 Fernseh- und Kinoproduktionen analysiert. Dennoch handelt es sich nicht um eine weitere Bestandsaufnahme filmischer »Vergangenheitsbewältigung«. Denn der enorme, doch explizit unvollständige Korpus enthält nur Filme, die nach 1945 spielen. Im Fokus steht also die Minderheit jüdischer Figuren, die in der Gegenwart auftreten.

Das Buch beginnt mit einer Differenzierung verschiedener Stereotypie-Konzepte. Filmfiguren werden in der Regel nur dann als jüdisch erkannt, wenn sie oberflächliches Wissen eines mehrheitlich nicht-jüdischen Publikums bedienen. Dabei sind Darstellungskonventionen und Klischees übliche und notwendige Elemente filmischen Erzählens. Wenn so Fremdbilder des Jüdischen festgeschrieben werden, sind das nicht per se schon die erstarrten Feindbilder des Antisemitismus. Doch hat gerade die Visualisierung jüdischer Differenz eine antisemitische Tradition, in der das Unsichtbarwerden durch Emanzipation und Assimilation revidiert wird. Im postnazistischen Deutschland verdichtet sich dieser Komplex, weil jüdisches Leben weit weniger alltäglich ist als eine Vielzahl anti- und philosemitischer Projektionen.

Man mag vermissen, dass die Autorin nicht mehr positive Aspekte jüdischer Figuren hervorkehrt. Sie ist skeptisch, Sichtbarkeit allein als soziale Anerkennung zu betrachten (S. 353). Was eine gelungene jüdische Figur sein könnte, lässt sich aber auch nicht festschreiben, sondern nur konkret ausdeuten. Gerade wenn neben Filmen von Alexander Kluge oder Thomas Brasch auch Serien wie *LINDENSTRASSE* oder *TATORT* analysiert werden, bestünde sonst die Gefahr, die ästhetischen Dimensionen dieser Extreme zugunsten eines Durchschnittsrealismus auszublenken. Von der Suche nach der vermeintlich authentischen Darstellung und dem Abgleich mit der Wirklichkeit distanziert sich die Autorin aber glücklicherweise schon einleitend. (S. 17)

Der artifizielle Charakter jüdischer Figuren wird auch daran deutlich, mit welchen Mitteln sie als solche kodiert werden: Dazu zählen auch das »Jiddeln« und Figurennamen, die wegen ihrer standardisierten Aufladung übrigens im Anhang aufgelistet sind.

Die Darstellungen konventionalisierter Requisiten und Spielorte lassen sich – so im Falle des Essens oder des Transitorfs Flughafen – immer wieder als Modelle zu einer jüdischen Motivgeschichte des deutschen Kinos lesen, die Lust auf mehr machen. Außerdem ist der kritische Abschnitt zu jüdischem Humor hervorzuheben.

Mit scharfem Blick für Typisches und zugleich großer Sympathie für die Figuren unterscheidet Wohl von Haselberg sieben Grundtypen, wie etwa Nachgeborene, Migrierende oder Lover. Gerade wenn es um stark konventionalisierte Figurentypen wie die Überlebenden geht, hat das Längen. Hier wird die historische Entwicklung besonders deutlich. Es wäre aber spannend gewesen, nicht stets den Korpus voll auszuschöpfen – oft sind hellsichtige Ansätze zu Fallstudien vorhanden, die mit mehr Mut zur Lücke hätten ausgeführt werden können. In anderen Fällen bliebe die Argumentation ohne breite Materialbasis unmöglich: So wird die verblüffende These herausgearbeitet, dass TV-Kommissarinnen wie Rosa Roth oder Lea Sommer zwar nicht eindeutig jüdisch kodiert sind, sich aber auffällige Andeutungen finden. Ohnehin sind gerade jene Figurentypen besonders interessant, deren Jüdischkeit fluide ist, wie im Falle der »Kuckuckskinder«, die erst erfahren, jüdisch/nichtjüdisch zu sein.

In diesem Sinn könnte die Fragestellung auch von den Grenzen her beleuchtet werden. So ließe sich die Verschiebung von Kodierungen analysieren, etwa an dem Phänomen, dass einige Figuren in älteren Filmen heute stärker als jüdisch gelesen werden können. Ein bekanntes Beispiel ist die KZ-Überlebende in *DIE MÖRDER SIND UNTER UNS* (1946). Im Nachkriegskino gibt es ohnehin eine weitere Grenze: Denn die Abwehr der Erinnerung an NS-Verbrechen »spiegelt sich in der Abwesenheit jüdischer Figuren« (S. 361). Das hätte schärfer gefasst werden können, denn wie sich etwa an Synchronfassungen zeigen ließe, wurden sie aktiv zum Verschwinden gebracht. Jüdisches bildete also nicht nur eine alltägliche, sondern auch eine medialisierte Leerstelle. Wohl von Haselberg macht deutlich, dass der Trend in eine andere Richtung weist: Tauchten jüdische Figuren lange nur vereinzelt als hölzerne und moralisch überhöhte »Spiegelfiguren« auf, so sind sie seit den 1990er Jahren viel häufiger und werden zunehmend folkloristisch gezeichnet. Nach wie vor dienen sie dabei mehrheitsdeutscher Selbstbeschreibung – nur repräsentieren sie nicht mehr *die* Minderheit, sondern *eine unter vielen* in der multikulturellen Gesellschaft.

Lea Wohl von Haselbergs Studie stellt eine Pionierleistung dar, weil sie Grundlagen und neue Fragestellungen an der Schnittstelle von Jüdischen Studien und Filmwissenschaft entwickelt. Es ist zu hoffen, dass von dem Buch ein weiterer Anstoß zur interdisziplinären Zusammenarbeit ausgeht – das Potential ist offenbar da.

Johannes Rhein
Frankfurt am Main

Polnische Museen und der Krieg



Monika Heinemann

*Krieg und Kriegserinnerung im Museum.
Der Zweite Weltkrieg in polnischen
historischen Ausstellungen seit den
1980er-Jahren*

Schnittstellen. Studien zum östlichen und
südöstlichen Europa, Band 5.

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,
2017, 550 S., € 90,–

Der Zweite Weltkrieg als Gründungsmythos beeinflusst Geschichtsbilder und Identitäten in Polen. Nicht erst seit dem sogenannten Museumsboom – beginnend mit der Eröffnung des Museums des Warschauer Aufstands an dessen 60. Jahrestag 2004 – gelten historische Ausstellungen als meinungsbildende geschichtspolitische Instrumente. Monika Heinemann untersucht damit ein umkämpftes Feld, dessen Analyse Souveränität verlangt. Dies gelingt ihr, indem sie zeitliche und thematische Grenzen zieht, relevante Fragen stellt und sinnvolle methodische Überlegungen anstellt.

Heinemann analysiert zehn Museen: historische Stadtmuseen in Łódź, Lublin, Krakau, Warschau und Wrocław; ehemalige Haftstätten der deutschen Besatzer in Radogoszcz/Łódź, Lublin und Warschau; die Ausstellung des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau und das Museum des Warschauer Aufstands. Die zeitliche Begrenzung der Studie bis 2010 gewährleistet Handhabbarkeit, setzt der Aktualität jedoch Grenzen. Im Museum Warschaus (ehemals Historisches Museum von Warschau) und im Jüdischen Historischen Institut gibt es inzwischen neue Dauerausstellungen. In einem Ausblick ordnet Heinemann zwei wichtige Neueröffnungen ein; das Museum der Geschichte der Polnischen Juden in Warschau/POLIN und das Museum des Zweiten Weltkriegs in Gdańsk sind indes nicht Teil ihrer Untersuchung.

In drei großen Kapiteln untersucht Heinemann die Darstellung der Judenverfolgung, von Feindbildern und des polnischen Selbstbildes. Die »inhaltliche[n], symbolische[n] und ästhetische[n] Ausgestaltung musealer Narration« soll Rückschlüsse auf die »Entwicklung polnischer Geschichtsbilder« (S. 11) zulassen. In den Vordergrund rückt sie Themensetzungen, Auslassungen, Formulierungen oder Begrifflichkeiten. Dennoch denkt Heinemann den visuellen, räumlichen, ästhetischen Charakter von Ausstellungen mit, beschreibt Ausstellungsteile detailliert und nutzt Abbildungen. Sie behandelt nicht Museum für Museum, sondern sortiert ihre Kapitel thematisch. Nachteilig ist, dass so chronologische Ordnung und ästhetische Anmutung einzelner Ausstellungen nicht nachvollzogen werden.

Das Kapitel über Feindbilder gegenüber Deutschen und der Sowjetunion überschreibt Heinemann thesenhaft mit dem Zusatz »Abgrenzung nach außen«. Beide Darstellungen sind stereotyp und beschreiben die Aggressoren als das Böse. Das militärische und männliche Bild von den Deutschen wandelte sich kaum, und lediglich der politische Begriff des »Hitleristen« wurde nach 1989 allmählich durch den ethnischen »Deutschen« ersetzt. Nur in der ehemaligen Schindlerfabrik geraten Besatzeralltag und Genderaspekte in den Blick. Die Sowjetunion wurde in Ausstellungen nach 1989 mit Themen wie der Annexion Ostpolens 1939, dem Kriegsverbrechen von Katyń oder mit der Abkehr von der Beschreibung der Roten Armee als Befreier allmählich etabliert. Heinemann stellt vergleichend fest, dass das Bild vom Deutschen emotional vermittelt wird, das der Sowjets zumeist abstrakt bleibt.

Ihre Ergebnisse über die Darstellung von Juden präsentiert Heinemann unter der Überschrift »Abgrenzung nach innen«. Geprägt durch die größte geschichtskulturelle Debatte im postkommunistischen Polen über das Pogrom von Polen an ihren jüdischen Nachbarn in Jedwabne erfährt die Darstellung von Juden die deutlichste Veränderung. In den 1980er und 1990er Jahren marginalisiert, gelangten polnische Juden nach der Jedwabne-Debatte zum Beispiel im Museum des Warschauer Aufstands als Fremde und aus polnischer Perspektive in die Ausstellungen. Im Stadtmuseum von Łódź wird eine multiethnische Stadtgeschichte ausgestellt, polnische wie jüdische Stadtbewohner sind hier weiterhin – wie auch in Radogoszcz – getrennt behandelt. In der ehemaligen Schindlerfabrik werden jüdische Stimmen zu Gehör gebracht, eine Perspektive, die im Jüdischen Historischen Institut und im POLIN ebenfalls eingehalten wird.

Heinemann kann weiterhin verdeutlichen, wie das polnische museale Selbstbild dauerhaft von Helden- und Märtyrertopoi durchwirkt ist. In der Vergangenheit waren diese Mythen an militärische Tugenden geknüpft, zunehmend werden sie durch Zivilisten besetzt. Nach 1989 wurde eine kommunistische durch eine nationale Heldenerzählung ersetzt, und katholische Motive wurden eingeführt. Moralisch bleiben Polen integer, ambivalente Kontakträume zu Juden oder Besatzern werden kaum ausgestellt. Die Beziehung zu Juden erscheint vor allem durch polnische Hilfeleistungen geprägt.

Insgesamt gelingt Monika Heinemann ein überzeugender und dichter Einblick in historische Ausstellungen und die Geschichtskultur in Polen. Die gegenseitige Beeinflussung zwischen Museen und einer weit gefassten gesellschaftlichen Debatte arbeitet sie deutlich heraus. Museumstheoretisch könnte man lediglich fragen, ob diese Lesart die Institution Museum nicht zu sehr auf seine Ausstellungen verkürzt.

Daniel Logemann
Weimar

Ein internationaler Schulbuchvergleich



Philipp Mittnik

Holocaust-Darstellung in Schulbüchern.

Deutsche, österreichische und englische

Schulbücher im Vergleich

Schwalbach: Wochenschau-Verlag, 2017,
282 S., € 29,90

Die von Philipp Mittnik, Professor für Geschichts- und Politikdidaktik an der Pädagogischen Hochschule in Wien, vorgelegte Untersuchung zur Darstellung des Holocaust in deutschen, österreichischen und englischen Schulbüchern fällt in den Bereich der komparativen Studien und enthält sowohl qualitative als auch quantitative Elemente. Letztere bezeichnet der Autor als »empirische Erkundung«, die sich in zahlreichen Tabellen, insgesamt 66, niederschlägt. Die leitende Forschungsfrage lautet: »Wie hat sich die Schulbuchdarstellung zum Thema Nationalsozialismus in den drei Ländern im diachronen Vergleich verändert?« Zudem formuliert Mittnik fünf weitere Fragen, die sich auf inhaltliche, aber auch auf geschichtsdidaktische und allgemein methodische Aspekte beziehen. In der gut zehnteiligen Zusammenfassung geht er explizit und systematisch auf diese Forschungsfragen ein.

Bei der Auswahl der Länder stand im weitesten Sinne ein Vergleich von »Täternation« und »Siegernation« und deren Umgang mit dem Holocaust Pate. Das Untersuchungssample besteht aus 30 Schulbüchern, je Land zehn Bücher, wovon wiederum fünf aus den 1980er Jahren stammen. Fünf Schulbücher sind gegenwärtig, seit 2008, in Nutzung befindlich. Die Beschreibung des Samples und die Problematik der Auswahl erfolgt recht kurz. Für Deutschland wurden Werke aus dem gymnasialen Bereich der Sekundarstufe I aus den Bundesländern Bayern, Hamburg und Hessen ausgewählt, da sie »einen stark differierenden Zugang zu dieser Thematik auswiesen« (S. 248). Damit spielt der Autor auf die verschiedenen Kompetenzmodelle an, die in den letzten Jahren in den Lehrplänen Eingang fanden. Curriculare Vorgaben schlagen sich letztlich immer in den Schulbüchern nieder, da diese die Lehrpläne abbilden. Auf ein ostdeutsches Bundesland wurde verzichtet. Die Auswahl der Verlage ist nicht ganz kohärent. Diejenigen, die für die 1980er Jahre und die Gegenwart herangezogen wurden, unterschieden sich zum Teil, was die Aussagekraft des diachronen Vergleichs mindert. Die Auswahl für den Zeitraum der 1980er Jahre begründet der Autor mit bekannten Veränderungen in der Geschichtskultur des jeweiligen Landes: in Deutschland die Ausstrahlung der US-amerikanischen Fernsehserie HOLOCAUST (1979); in Österreich die Waldheim-Affäre (1986) und

in England eine große Aufmerksamkeit für den Film SCHINDLER'S LISTE im Jahr 1993.

Das Werk wartet mit einigen interessanten Befunden auf. In England war der Holocaust in den 1980er Jahren kein schulbuchrelevantes Thema, Verfolgung und Genozid fanden kaum Berücksichtigung. Die militärische Geschichte des Zweiten Weltkrieges, die in Österreich und England in den 1980er Jahren noch einen hohen Stellenwert hatte, habe mittlerweile an Bedeutung eingebüßt. Die Frage nach der »Volksgemeinschaft«, ein zentraler Begriff der Forschung, finde in englischen und österreichischen Lehrwerken keine oder nur eine sehr untergeordnete Berücksichtigung. Für Deutschland wiederholt Mittnik die Kritik, wonach Grundlagen der nationalsozialistischen Ideologie »unreflektiert im Autor/innen-text« (S. 251) wiedergegeben werden. Ein Umstand, auf den die Deutsch-Israelische Schulbuchkommission 2015 auch hingewiesen hat, deren Untersuchung in dem umfangreichen Literaturverzeichnis aber keinen Eingang gefunden hat.

Weiterhin enthält das Buch einige interessante Detailanalysen. So widmet sich ein Kapitel dem einzig zugelassenen Lehrwerk in der DDR, ein weiteres den Lehrwerken des Sachunterrichts in der Primarstufe in Österreich und deren Beschäftigung mit dem Holocaust. Mit Blick auf die Darstellung von Opfern und Tätern konstatiert der Autor für Österreich, dass die Darstellung in den Schulbüchern in den 1980er Jahren als »Paradebeispiel einer national gelenkten Geschichtsklitterung« (S. 251) angesehen werden kann. In den neuen Schulbuchdarstellungen werde Österreich nicht mehr in diesem Ausmaß als Opfer dargestellt, jedoch auch nicht als Täter. Lediglich ein Buch aus dem Sample versuche im Autorentext der Schuldfrage nachzugehen. Fragwürdig ist der Befund, wonach die Darstellung in den deutschen Schulbüchern den Schwerpunkt auf die Opfer lege. Die Auflistung von personalisierten Tätern enthält zwar Namen wie Rudolf Höß oder Josef Mengele – Hitler, Goebbels oder andere NS-Prominente kommen in dieser Zusammenstellung jedoch nicht vor (!). Der schematische Vergleich der Täter-Opfer-Kategorien kann schon deshalb nicht überzeugen. In deutschen Schulbüchern herrscht vielmehr noch ein starkes »Täternarrativ« vor, in dem Hitler und weitere Personen aus seinem Umkreis im Mittelpunkt stehen.

Die umfassend angelegte Studie versucht zahlreiche Aspekte der Holocaust-Darstellung zu berücksichtigen, die Bandbreite reicht von Gender Studies über die Frage der Ikonographie bis zu einem Exkurs zum »Unterricht über den Nationalsozialismus in multiethnisch geprägten Klassen«. Dies ist Stärke und Schwäche des Buches zugleich. Etliche Befunde verdienen es, in Detailstudien und auf breiterer, repräsentativer Basis überprüft zu werden.

Martin Liepach

*Pädagogisches Zentrum des Fritz Bauer Instituts
und des Jüdischen Museums*

Datenschutz und Erinnern



**Andreas Nachama,
Uwe Neumärker (Hrsg.)**
Gedenken und Datenschutz.
Die öffentliche Nennung der Namen
von NS-Opfern in Ausstellungen,
Gedenkbüchern und Datenbanken
Berlin: Hentrich & Hentrich, 2017,
128 S., € 12,80

Dürfen die Namen von Opfern des Nationalsozialismus – speziell von Opfern der sogenannten »Euthanasie« – in Ausstellungen, Gedenkbüchern oder online öffentlich zugänglich gemacht werden oder widerspricht dies dem deutschen Datenschutzrecht? Dieser hochbrisanten und aktuellen Frage widmet sich der zwölfte Band der Reihe »Notizen« der Stiftung Topographie des Terrors, herausgegeben von Andreas Nachama und Uwe Neumärker. Der Sammelband ist das Ergebnis einer von der Staatsministerin für Kultur und Medien initiierten und finanzierten Fachkonferenz mit dem Titel »Den Opfern einen Namen geben – Gedenken und Datenschutz im Zusammenhang mit der öffentlichen Nennung der Namen von NS-Opfern in Ausstellungen, Gedenkbüchern und Datenbanken«, die im Juni 2016 in Berlin stattfand.

Anlass der Tagung war die seit Jahren kontrovers geführte Debatte um die Zulässigkeit der öffentlichen Namensnennung von »Euthanasie«-Opfern. Befürworter einer Anonymisierung verweisen dabei auf das (postmortale) Persönlichkeitsrecht der Opfer und die »schutzwürdigen Belange Dritter«, also die Interessen der Angehörigen, die vor einer Diskriminierung durch eventuell erkennbare Veranlagungen oder Prädispositionen geschützt werden sollen. Gegner der Anonymisierung sehen in der kompletten Veröffentlichung der Namen eine Möglichkeit, den Opfern ihr »Personsein« zurückzugeben, um an sie als Individuen erinnern zu können.

Es ist eine besondere Stärke des Sammelbandes, dass er die unterschiedlichen Stimmen dieser Debatte einfängt und die betroffenen Akteure mit ihren jeweiligen Blickwinkeln zu Wort kommen lässt. So werden die Perspektiven der Justiz, der Wissenschaft und der Gedenkstätten ebenso dargelegt wie diejenigen von Datenschutzexperten, Archiven und Opferverbänden. Ergänzt werden die Beiträge um einen Exkurs zum Gedenkbuch der »Euthanasie«-Opfer in Hamburg, das nach Meinung der beiden Herausgeber als »richtungsweisend für den heutigen Umgang mit Fragen des Datenschutzes und der Namensnennung von Opfern gelten kann« (S. 15).

Eine Art Minimalkonsens in der Debatte, dem sich fast alle Beiträger des Sammelbandes anschließen, stellt der Aufsatz von

Erhart Körting dar, früherer Vizepräsident des Berliner Verfassungsgerichtshofes sowie ehemaliger Justiz- und späterer Innensenator des Landes Berlin. Körting fertigte bereits im Rahmen der Errichtung eines Gedenk- und Informationsortes für die Opfer der nationalsozialistischen »Euthanasie«-Morde in der Berliner Tiergartenstraße 4 im Jahr 2014 ein Gutachten zur Frage der öffentlichen Namensnennung von »Euthanasie«-Opfern an.¹ In seinem Beitrag fasst er seine damaligen Argumente zusammen und arbeitet heraus, dass eine bloße Namensnennung sowie die Veröffentlichung der Lebensdaten das Persönlichkeitsrecht der Opfer nicht verletze – im Gegenteil ließe sich aus dem postmortalen Achtungsanspruch der Verstorbenen vielmehr sogar ein Anrecht auf die Namensnennung ableiten. Auch die »schutzwürdigen Belange Dritter« würden durch eine Veröffentlichung ausschließlich der Namen und Lebensdaten nicht angegriffen, da das Grundgesetz mit Art. 3 Abs. 3 explizit erkläre, dass niemand aufgrund seiner Behinderung benachteiligt werden dürfe. Behinderung sei also kein Makel der geheim gehalten werden müsse, weshalb die Eigenschaft Angehöriger eines »Euthanasie«-Opfers mit möglicherweise psychischen oder physischen Krankheiten und Behinderungen zu sein, allein auch keinen Anspruch auf Anonymisierung begründe.

Diese Argumentation gelte – so Körting – aber ausdrücklich nur für die bloße Wiedergabe der Namen und Lebensdaten der »Euthanasie«-Opfer, nicht für ihre Krankengeschichte. Die Krankengeschichte in ihrer unter Umständen herabwürdigenden Sprache und mit der Diagnose möglicherweise vererblicher Krankheiten und Dispositionen sei durchaus geeignet, das postmortale Persönlichkeitsrecht der Opfer sowie die »schutzwürdigen Belange« ihrer Angehörigen zu verletzen. Deshalb kommt Körting zu Recht zu dem lapidaren Ergebnis, das als Fazit des gesamten Sammelbandes gelten kann: »Gedenkbuch, auch Online-Gedenkbuch: ja, Veröffentlichung nicht anonymisierter Krankenakten: nein.« (S. 30)

Der Sammelband ist insgesamt eine hervorragende Handlungsempfehlung für Gedenkinitiativen und -projekte. Allein, wer aufgrund des allgemein gehaltenen Titels hofft, darin Auskunft bezüglich der öffentlichen Namensnennung anderer Opfergruppen als der »Euthanasie«-Opfer zu erhalten, wird enttäuscht. Lediglich einer der zwölf Beiträge spricht beispielsweise die nicht minder komplexe Thematik der Veröffentlichung der Lebensdaten von Menschen an, die als »Asoziale« oder »Kriminelle« verfolgt wurden. Eine Präzisierung des Buchtitels wäre wünschenswert gewesen.

Johannes Klaas Beermann
Fritz Bauer Institut

1 Das Gutachten ist nachzulesen unter <http://www.dasdenkmaldergrauenbusse.de/files/Gutachten-Namensnennung-Copyright-Erhart-Koerting.pdf> [8.8.2018].